



Aus Anlass des
80. Todestages
von Sophie Scholl

Zusammenhalt und Demokratieförderung als Herausforderung für die Kirchen?

Mit Einladung
zum Pfarrertag 2023!

Liebe Leserin, lieber Leser!

Im Sandkasten wurden wir erzogen, dass man sich nicht die Schaufel des anderen Kindes nimmt, seinen Sandhaufen nicht kaputt macht und es auch nicht mit Sand beschmeißt. Wenn unsere Gesellschaft ein Sandkasten ist, so sieht es anders aus: Sandschaufeln werden geklaut, Sandhaufen werden zerstört und Sand wird auf andere geworfen. Sie wissen, was ich meine. Was den Sandkasten regeln soll, ist unsere Demokratie. Aus Anlass des 80. Todestages von Sophie Scholl haben wir diese Ausgabe der badischen Pfarrvereinsblätter dem Thema gewidmet, was wir als Kirche dazu tun können, dass der Zusammenhalt und die Demokratie in unserer Gesellschaft bewahrt und gefördert werden könnten.

Es ist ein vielfältiger „Strauß“ an Beiträgen aus ganz verschiedenen Perspektiven entstanden. Es gehört zu der Demokratie in unserer Kirche, dass wir kontroverse Themen miteinander und auch öffentlich diskutieren. So findet dankenswerterweise die Aussprache über die ekklesiologischen Grundlagen unseres Transformationsprozesses Ekiba 2032 in dieser Ausgabe seine Fortsetzung. Auch setzen wir unsere Reihe zu „pastoralen Berufsbiografien“ fort, diesmal – passend zum Schwerpunkt des Heftes – mit zwei sehr verschiedenen Beiträgen zu der Frage nach der Öffentlichkeit unseres Amtes. Dazu finden Sie den Bericht aus der Pfarrvertretung, Buchhinweise und einen Nachruf.

Im Blick auf alle Artikel kann man sich fragen: Wo befinden wir uns, wo befindet sich die Kirche im gesellschaftlichen Sandkasten? Spielt sie überhaupt noch mit oder sitzt sie (schmollend) auf dem Sandkasten-

rand? Ist sie auf eine kleine Ecke im Sandkasten beschränkt und baut immer kleinere Burgen (oder verkauft sie)? Oder spielt sie jenseits des viereckigen Sandkastens ihr eigenes Spiel und bewacht sie mehr oder weniger das Sandkastengeschehen? Oder sitzt sie dreckverschmiert und freudig mitten drin und spielt mit allen drumherum? Das entscheiden Sie. Wir bestimmen im täglichen Denken und Tun, Beten und Lassen, wo wir in der Gesellschaft stehen und ob und wie wir darin wirken.

Ich wünsche Ihnen in der anbrechenden Sommerzeit Kraft und Muße, wieder mal in einen Sandkasten zu steigen und so selbstvergessen zu sandeln, als wäre das Ihre und Gottes Welt.

Hinweis auf die nächste Ausgaben

Folgende Schwerpunktthemen sind in unseren nächsten Pfarrvereinsblättern mit dem entsprechenden Redaktionsschluss geplant

- Heft 7/2023: *Unter freiem Himmel – Pilgern als Ausdruck evangelischen Glaubens, Redaktionsschluss 15. Mai 2023*
- Heft 8-9/2023: *Gut und gerne arbeiten in Dienstgruppen und multiprofessionellen Teams. Erfahrungen und Impulse für die Zukunft, Redaktionsschluss 15. Juni 2023*

Wir freuen uns über all Ihre Zuschriften, Beiträge und Gedanken.

Bitte senden Sie Ihre Beiträge am besten als Word-Datei ohne besondere Formatierung, auch ohne Blocksatz und Silbentrennung am Zeilenende, an die Schriftleitung.

Herzlich willkommen
in Offenburg!
Herzlich willkommen
im Kirchenbezirk Ortenau!

Offenburg ist sicher eine Reise wert. Nicht nur wegen des Pfarrer*innentags. Nicht nur, weil die Stadt verkehrstechnisch so gut zu erreichen ist. (Sogar der TGV nach Paris macht bei uns Halt.)

Nicht nur, weil Sie hier gastfreundliche Menschen erwarten.

Offenburg ist eine Stadt, die ihrem Namen gerecht wird.

Wir sind eine offene Stadt mit vielen Schulen und einer Hochschule, mit einer gesunden mittelständisch geprägten Wirtschaft, mit einer attraktiven Innenstadt, die gerade an Markttagen zahlreiche Kundschaft ins Zentrum lockt. Mit einem regen Kulturbetrieb und attraktiven sportlichen Angeboten. Ich erinnere an den Künstler Stefan Strumbel und die Leichtathletin Christina Obergföll, die genauso hier leben wie der renommierte Kirchenmusiker Traugott Fünfgeld, der hier unser Bezirkskantorat leitet.

Der Kirchenbezirk Ortenau ist 2014 durch die Zusammenlegung der ehemaligen Bezirke Kehl, Lahr und Offenburg entstanden und mit rund 100.000 Gemeindegliedern und 63 Kirchen- und Pfarrgemeinden der mit Abstand größte Kirchenbezirk in der badischen Landeskirche. Seit 2021 sind nun auch die regi-



Dekan Frank Wellhöner

onalen Dekanatsbüros unter einem Dach vereint.

In der Stadt Offenburg leben derzeit 63.000 Menschen aus unterschiedlichsten Nationen. Wobei „die Stadt“ eigentlich nur ein Teil ist und die elf Ortsteile der andere. Man wohnt in Windschlag oder Zell-Weierbach und ist oft vor Ort in ein reges Dorf- und Vereinsleben eingebunden.

In den drei Reblandgemeinden wird ein guter Wein angebaut und gerne auch getrunken – zusammen mit einem schmackhaften Essen in der breit aufgestellten Gastronomie.

Zur hohen Lebensqualität trägt auch die schöne Landschaft bei, die viele zum Wandern, Radfahren und Mountainbiken lockt. Viele Menschen aus dem nahege-

legenem Frankreich kommen zum Einkauf oder zum Essengehen über den Rhein.

Offenburg ist eine offene Stadt, weil hier 1847 für Freiheit und Bürgerrechte gekämpft wurde. Vielleicht haben Sie bei Ihrem Aufenthalt die Gelegenheit, den „Salmen“ zu besuchen. In und vor diesem ehemaligen Gasthaus trafen sich 900 Verfassungsfreunde, wie sie sich selber nannten und proklamierten mit den 13 Forderungen des Volkes in Baden den ersten deutschen Grundrechtokatalog. Ab 1875 wurde der „Salmen“ von der jüdischen Gemeinde als Synagoge umgebaut und am 9. November 1938 von NS Aktivisten geplündert und zerstört. Der „Salmen“ ist heute ein Kulturdenkmal von nationaler Bedeutung.

Sicher wird Ihnen bei Ihrem Aufenthalt in Offenburg auch das „Burda-Hochhaus“ auffallen. Der große Medien Konzern hat nach dem 2. Weltkrieg in Offenburg seinen Ausgangspunkt genommen und unsere Stadt am Oberrhein durchaus „weltberühmt“ gemacht.

Offenburg ist auch deshalb eine offene Stadt, weil hier viele Menschen für bürgerschaftliches Engagement offen sind. In der Kernstadt gibt es Stadtteil- und Familienzentren, in den Ortsteilen sehr aktive Vereine. Und die Kirchen sitzen selbstverständlich mit an den Runden Tischen und in den Festkomitees, wenn es um das soziale Miteinander geht. Christengemeinde und Bürgergemeinde sind gut miteinander vernetzt. Dabei ist die Stadt traditionell stärker katholisch

geprägt. Etwa ein Fünftel der Stadtbevölkerung ist evangelisch. Der Reformation, die beiderseits des Rheins von Strasbourg ausging, war nur ein kurzes Intermezzo beschied. Das lag vor allem an der damaligen Übermacht der Klöster und Orden in der Stadt. Die evangelischen Offenburger*innen sind somit zumeist Zugezogene, sei es ab 1945 als Geflüchtete aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten oder als Spätaussiedler*innen aus Rumänien oder den Staaten der früheren Sowjetunion. Die ersten Evangelischen nach der Reformationsära brachte im 19. Jahrhundert die großherzogliche Verwaltung und der Bau der Schwarzwaldbahn in unsere Stadt. 1864/65 wurde die Evangelische Stadtkirche im neogotischen Stil erbaut. Heute besteht die evangelische Kirchengemeinde aus sieben Pfarrgemeinden, die künftig stärker miteinander kooperieren werden. Wichtige Schnittstellen sind dabei die Kirchenmusik, das Jugendbüro und die Erwachsenenbildung im Kirchenbezirk Ortenau ebenso wie das Diakonische Werk im Kirchenbezirk, die Diakoniesozialstation und die Häuser des Paul-Gerhardt-Werks. Ebenso wird die ökumenische Telefonseelsorge Ortenau-Mittelbaden von Offenburg aus organisiert.

Eine offene Stadt ist Offenburg nicht zuletzt auch durch die große Offenheit für Ökumene. Es gibt freundschaftliche Kontakte mit der römisch-katholischen Kirchengemeinde St. Ursula und ebenso mit der kleinen alt-katholischen St. Matthias-Gemeinde und der Neuapostolischen Kirche. Die Evangelische Al-

lianzen wird mit der Baptistengemeinde und der Freien evangelischen Gemeinde gepflegt. Der interreligiöse Arbeitskreis bringt viele Religionsgemeinschaften in unserer Stadt an einen Tisch und bekennt sich zu einem friedlichen Miteinander der Religionen. Im Gemeindehaus der Stadtkirche treffen sich derzeit 14-tägig Geflüchtete mit Einheimischen zum Café International. Vor allem aber wird die Ökumene in den vielen konfessionsverbindenden Familien unserer Stadt gelebt, für die ein reges Miteinander über Konfessionsgrenzen hinweg selbstverständlich ist.

Auch für unsere Kirchengemeinde ist der Name unserer Stadt Programm: Offenburg, das heißt: Offen für Gott und die Menschen.

Ich wünsche Ihnen schon jetzt einen anregenden und angenehmen Aufenthalt in der Ortenau, ganz besonders in Offenburg und hoffe, dass dabei etwas von dieser Offenheit für Gott und die Menschen spürbar wird.

Herzlich grüße ich auch von meinen Dekankollegen Rainer Becker und Oliver Wehrstein,
Ihr



■ Frank Wellhöner, Dekan

Hinweise zu den Rahmenprogrammen am 131. Tag der badischen Pfarrerinnen und Pfarrer in Offenburg

am Montag, 16. Oktober 2023

Auch zu den Rahmenprogrammen ist eine Anmeldung erforderlich. Bitte melden Sie sich telefonisch (Tel. 0721 - 84 88 63) oder per Anmeldeformular (E-Mail: gross@pfarrverein-baden.de – Fax: 0721 - 84 43 36) in der Geschäftsstelle an.

Anmeldeschluss ist Ende Juni 2023.

Weitere Hinweise zum Pfarrertag finden Sie im beigelegten Einladungssprospekt. Änderungen vorbehalten.

Hinweise zu den Rahmenprogrammen:

**Der Startpunkt für die Programme
wird vor Ort bekanntgegeben.
Ende der Rahmenprogramme ist
um ca. 16.30 Uhr.
Gottesdienstbeginn: 17.00 Uhr.**

A: Führung durch die Innenstadt

Im historischen Stadtkern gibt es neben den Einkaufsmöglichkeiten auch viele Sehenswürdigkeiten zu erkunden und spannende Hintergründe über die Stadtgeschichte zu erfahren. Die Führung geht unter anderem durch den Zwinger-Park, die Hl.-Kreuz-Kirche, zum Rathaus, Salzhaus sowie zur jüdischen Mikwe. Auch als barrierefreie Führung möglich – bitte in der Geschäftsstelle anfragen.

B: Führung Kirchen

Die Führung zeigt verschiedene Kirchen in Offenburg, wie die St. Andreas-Kirche, die St. Mattias-Kirche oder die Heilig-Kreuz-Kirche, sowie die barocke Klosterkirche Unserer Lieben Frau inklusive der Marienkapelle des Klosters, die sonst nicht öffentlich zugänglich ist.

C: Führung Gewölbekeller

Eine Führung durch das unterirdische Offenburg: anhand von vier typischen Kelleranlagen wird unterirdisch die Offenburg Stadtgeschichte lebendig. Die historischen Gewölbekeller lassen erahnen, wie man in einer mittelalterlichen Stadt lebte. Ein barocker Weinkeller beherbergt seine eigenen Geschichten.

D: Führung Orte der Revolution

In der Führung werden die Orte und Gebäude besichtigt, die während der Freiheitsbewegung 1847–1849 in Offenburg eine Rolle spielten. Auch werden die bekanntesten Revolutionärinnen und Revolutionäre vorgestellt. Zu den Volksversammlungen zog es bis zu 30.000 Besucher in die Kleinstadt mit damals lediglich 4.000 Einwohnern.

Außer den organisierten Führungen bietet Offenburg natürlich noch viele weitere Möglichkeiten. Beachten Sie aber, dass am Montag die allermeisten Museen geschlossen sind.

Gottesdienstbeginn ist um 17.00 Uhr in der Stadtkirche.

Witwen der Ordinationsjubilare: Herzliche Einladung zum Tag der Pfarrerinnen und Pfarrer

Die Witwen der diesjährigen Ordinationsjubilare (Ordinationsjahrgänge 1953, 1963, 1973, 1983, 1998, 2013) sind zur Ordinationsjubilarsfeier im Rahmen des Pfarrerinnen- und Pfarrertages am 15. und 16. Oktober 2023 in Karlsruhe herzlich eingeladen.

Da bei den Witwen keine Aufzeichnungen über das Ordinationsjahr des verstorbenen Ehemannes geführt werden, sind wir auf Meldungen angewiesen. Womöglich können einzelne Personen aus den jeweiligen Jubilarskursen die Witwen von verstorbenen Kurskolleginnen und -kollegen auf die Einladung ansprechen.

Falls der Wunsch auf Teilnahme besteht, bitten wir in der Geschäftsstelle um Nachricht bis Ende Juni.

Natürlich können sich die Witwen der Ordinationsjubilare, die teilnehmen möchten, auch direkt bei uns in der Geschäftsstelle (Tel. 0721/848863) melden. Die Einladung gilt für beide Veranstaltungstage.

Die Namen unserer Ordinationsjubilareinnen und -jubilare finden Sie in dieser Ausgabe der Pfarrvereinsblätter.

Kann Kirche Demokratie?

Im Gespräch mit:

„Arnd Henze, Kann Kirche Demokratie?

Wir Protestanten im Stresstest, Freiburg i.Brsg. 2019“

■ In Aufnahme des Buchs und der Frage von Arnd Henze, ob Kirche Demokratie wirklich kann, äußert Thomas Weiß, Leiter der Evangelischen Erwachsenenbildung in Baden, Zweifel an der Demokratiefähigkeit unserer Kirche und macht Mut, sich mit historisch gewachsenen „blinden Flecken“ auseinanderzusetzen und demokratiefähig zu werden.

Kann Kirche Demokratie? Klar kann sie, denke ich mit einem Hauch von Naivität: Schließlich sind wir demokratisch verfasst, eine Lehre aus der Zeit der nationalsozialistischen Diktatur und des sog. „Kirchenkampfes“. Vom Ältestenkreis über Kirchengemeinderat, Bezirks-synode und Bezirkskirchenrat bis zu Landdessynode, Landes- und Oberkirchenrat, einschließlich Landesbischöfin haben in unserer Kirche gewählte Amtsträger*innen kirchenpolitische und administrative Verantwortung. Keine Frage also: Wir können!

Tatsächlich? Ich höre freilich auch von: Intriganz, mangelnder Transparenz, Expert*innenmacht, unausgesprochenen Ehrenvorrechten, von Ja- und Nein-Sagern, vom Gefühl, „die da oben“ regierten durch, von vermeintlichen „Sachzwängen“ und behaupteten „Notwendigkeiten“ usw. Bei genauerem Hinsehen wird die demokra-

Kirche ist auch in ihren demokratischen Entscheidungswegen ein Spiegel der Gesellschaft

tische Verfasstheit der Kirche diffuser, als sie sich viele wünschen mögen. Zumindest kann festgehalten werden: Kirche ist auch in ihren demokratischen Entscheidungswegen ein Spiegel der Gesellschaft, sie unterscheidet sich in ihren eigenen nicht von den üblichen demokratischen Prozessen, wie sie in Gemeinderäten, Parlamenten, Parteien, Vereinen stattfinden.

Eine Erkenntnis, die nicht unbedingt beruhigen muss, die eher herausfordert, indem Kirche sich selbst und den gesellschaftlichen Institutionen ein Ethos des politischen Handelns nahelegt, in dem Menschenwürde, Toleranz, Transparenz, Gewaltfreiheit und Gerechtigkeit eine bedeutende Rolle spielen. Auch Kirche muss sich an ihren eigenen Worten messen lassen.

Dabei kommt etwas unschön daher, dass die „Basis“ der Gemeindeglieder, von der die Wahl in die unterschiedlichen Ämter und Verantwortlichkeiten ausgeht, alles andere als eine breite ist; die vielfältigen Versuche, Men-

schen für Kirchenwahlen zu interessieren, verfangen nicht grundlegend.

Kann Kirche Demokratie? Diese – durchaus unbequeme – Frage steht für den notwendigen „methodischen Zweifel“ an der real existierenden Kirche und ihrer Verfasstheit, der inneren und äußeren Bereitschaft von Menschen, die in der Kirche

leben und in ihr engagiert sind, Maßstäbe des Demokratischen an ihr Tun und Lassen zu legen. Nur, wenn wir uns immer wieder neu fragen, ob wir diesen Ansprüchen genügen, entwickeln wir uns tatsächlich zu einer demokratischen Institution.

Wenn wir in der Kirche und als Kirche das denn wollen. Das scheint heute ebenfalls keine Frage mehr zu sein, doch die kirchenpolitische Entwicklung der Nachkriegszeit ging zunächst in eine andere, eine restaurative Richtung. Eine „Sehnsucht nach Autoritäten“ diagnostiziert der Journalist, Theologe und Mitglied der EKD-Synode Arnd Henze in seinem herausfordernden Buch „Kann Kirche Demokratie?“ und bescheinigt der Evang. Kirche im Nachkriegsdeutschland einen „Fehlstart in die Demokratie“ (87-116). Verschiedene Äußerungen von Bischof Marahrens, dem EKD-Ratsvorsitzenden Otto Dibelius oder

Martin Niemöller legen diesen Bescheid nahe, dazu die Mitwirkung der Kirchen beim „Kampf gegen die Entnazifizierung“ (106), die der Theologe und Publizist Ernst Klee in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aufdeckte und anprangerte (vgl. Ernst Klee, *Persilscheine und falsche Pässe*. Wie die Kirchen den Nazis halfen, Frankfurt a.M. 1991).

Gewiss haben die evangelischen Kirchen in Deutschland – wenn auch nicht immer sofort und freiwillig – eine Menge dafür getan, ihre Verstrickung in das nationalsozialistische Gewaltregime aufzuarbeiten und ein Verhältnis zur freiheitlichen Demokratie zu finden, wie es sich positiv schließlich in der EKD-Denkschrift „Evangelische Kirche

und Demokratie. Der Staat des Grundgesetzes als Angebot und Aufgabe“ von 1985 ausdrückt:

- *Zum ersten Mal erfährt die Staatsform der liberalen Demokratie eine so eingehende positive Würdigung in einer Stellungnahme der evangelischen Kirche. Darin wird über einen bedeutsamen Wandel im evangelischen Verständnis des Staates Rechenschaft abgelegt.*
- *Die Zustimmung zur demokratischen Staatsform schließt die Überzeugung ein, dass die politische Ordnung weiterhin verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig ist. Schwerwiegende Herausforderungen und Krisen in der Wirklichkeit von Staat und Gesellschaft der Gegenwart verlangen kritische Aufmerksamkeit.*

(Trutz Rendtorff, in: *Evangelische Kirche und Demokratie*, Gütersloh 1985, 7)

Die antidemokratische Haltung des Protestantismus bleibt ein belastendes, aufmerksam zu beobachtendes Erbe

Gleichwohl bleibt die antidemokratische Haltung des Protestantismus seit Kaiserzeit und Weimarer Republik ein belastendes, aufmerksam zu beobachtendes Erbe.

Diese Beobachtung macht sich Arnd Henze in seinem Buch zur Aufgabe, indem er verschiedene wissenschaftliche Studien (etwa die „Autoritarismus-Studie“ der Universität Leipzig von 2018) zu Rate zieht. Mit erschreckenden Ergebnissen: Die Leipziger Studie offenbart, dass nur etwa 28% der deutschen Bürger*innen in ihren demokratischen Überzeugungen als „gefestigt“ gelten können (Henze, 22). Ausführlich beschreibt er die „blinden Flecken des Protestantismus“ (Henze, 51-86): Die

Studie „Christ sein in Westeuropa“ des Pew Research Centers (USA) zeigt Alarmierendes auf, z. B.:

- 55% der regelmäßigen Kirchgänger*innen halten den Islam grundsätzlich nicht mit Kultur und Werten der deutschen Gesellschaft vereinbar – aber „nur“ 32 % der „Religionslosen“ tun es ihnen gleich.
- 73 % der evangelischen und katholischen Gottesdienstbesucher*innen meinen, um Deutscher zu sein, müsse ein Mensch deutsche Vorfahren haben – in der Gesamtbevölkerung sind das 49%.
- Und: „Menschen, die ihren christlichen Glauben aktiv praktizieren, stehen autoritären, ausgrenzenden und völkischen Einstellungen statistisch aufgeschlossener gegenüber als Menschen, die der Kirche nur auf dem Papier angehören.“ (Henze, 53)

Dies sind nur drei Beispiele von vielen, die darauf schließen lassen, dass Kirche nicht selbstverständlich „Demokratie kann“ und dass sie im „Stresstest“ nicht gut abschneidet (vgl. auch: Arnd Henze, Fehlgeleitete Widerstandsrhetorik. Wie Christen bei Coronaprotesten mitmischen, in: H. Kleffner, M. Meisner (Hg.), Fehlender Mindestabstand. Die Coronakrise und die Netzwerke der Demokratiefeinde, Freiburg i.Brsg. 2021, 142-148). Hier hat evangelische Kirche eine hervorragende Aufgabe in der Förderung von „Demokratiefähigkeit“ und demokratischer Kultur – nicht nur nach außen, sondern besonders nach innen. In der aktuellen gesellschaftlichen Situation, in der sich Demokratie in signifikanten Tei-

Kirche wird nur dann eine hilfreiche demokratiefördernde Institution sein, wenn sie ihre „blinden Flecken“ bearbeitet

len der Bevölkerung nicht von selbst versteht, in der rechte populistische Demokratiekritik verfängt und der Ruf nach „Autoritäten“ Widerhall findet, wird Kirche nur dann eine hilfreiche demokratiefördernde Institution sein, wenn sie ihre „blinden Flecken“ (Henze) bearbeitet.

Arnd Henze gibt den protestantischen Kirchen ein paar Empfehlungen mit, wie sie das „Lernfeld Demokratie“ fruchtbar beschreiten können (Henze, 117-139). In ihren Gremien und auf allen Entscheidungsebenen geht es darum:

- Streiten lernen (sich der anderen Position aussetzen)
- Sich einmischen (in politische Prozesse)
- Neue Antworten suchen (keine moralischen Plattitüden behaupten)
- Die Welt ins Viertel holen (das Globale im Lokalen)
- Lösungen statt Scheingefechte (transparent und partizipativ Demokratie wagen)
- Tacheles reden (um den Populisten den Wind aus den Segeln zu nehmen)

Solche Stichworte mögen, herunter gebrochen auf die eigene Situation der Gemeinde(n) vor Ort, auf Bezirke und Kirchenleitungen, Werke und Dienste, auf kirchliche Bildungsarbeit und das kirchliche Engagement in den Arbeits- und Lebenswelten der Menschen, Marksteine sein, die

kritisch beobachten, reflektierte Schlüsse ziehen und mutig handeln helfen.

Bei aller strengen Kritik attestiert Arnd Henze der Kirche eben dafür gute Voraussetzungen:



„Trotz aller dogmatischen, autoritären und identitären Relikte hat wohl keine gesellschaftliche Institution einen weiteren Weg zurückgelegt als die evangelische Kirche. Sie hat es in wenig mehr als einer Generation geschafft, sich von diesen zutiefst antidemokratischen Wurzeln zu befreien und zu einer gestaltenden Kraft der offenen Gesellschaft zu werden.“ (Henze, 122)

Werden wir, was wir sein können, selbstkritisch und mit klaren Worten und demokratischem Handeln.

■ Thomas Weiß, Karlsruhe

Weil sich's nicht von selbst versteht. Demokratiefähigkeit und Demokratietraining in der Evang. Erwachsenenbildung Interview mit Magdalene Leytz, Abteilung Evang. Erwachsenenbildung und Geschlechterdialog

■ Will die Demokratie als Staatsform in Deutschland lebendig bleiben, muss sie geübt und reflektiert werden, ist Magdalene Leytz überzeugt. Kirchen können einen Beitrag zum lebendigen Diskurs in der demokratischen Gesellschaft leisten: zum einen, weil sie Räume für Diskurs und Bildung eröffnen, zum anderen, indem sie gegenüber politischen Akteur*innen ein Korrektiv bilden. Ein Gespräch mit Thomas Weiß.

Magdalene Leytz, von Hause aus Diakoniewissenschaftlerin und Sozialarbeiterin, ist seit Oktober 2022 Bildungsreferentin für politische Bildung und Grundbildung in der Abteilung Evang. Erwachsenenbildung und Geschlechterdialog. Mit Irina Knaup, Detlev Meyer-Düttingdorf, Thomas Weiß und Eva Zimmermann bildet sie in der Abteilung das „Team Politische Bildung“, dessen Sprecherin sie ist.

Magdalene, in deine Aufgabe im „Team Politische Bildung“ bringst du eine Menge Vorerfahrungen ein.

Inwieweit bist du mit Themen der politischen Bildung zuvor schon in Berührung gekommen?

Politische Bildung geht davon aus, dass Demokratie und die damit verbundenen Werte nicht einfach vorausgesetzt werden können, sondern dass sie von Generation zu Generation neu erlernt werden müssen. In meinem vorherigen Projekt „Frauen und Flucht“ habe ich mich vertieft mit gesellschaftlichen Strukturen von

Rassismus, Sexismus und Diskriminierungsmechanismen insgesamt beschäftigt. Diese sind in unserer Gesellschaft leider nach wie vor sehr wirkmächtig, oftmals ineinander verwoben, was die

Ursachenbekämpfung sehr schwierig und uneindeutig macht. Um diesen Strukturen entgegenzutreten, ist unter anderem eine diskriminierungskritische Bildungsarbeit für die Mehrheitsbevölkerung notwendig, auf die ich meinen Schwerpunkt gelegt habe. Die Anerkennung von Vielfalt und Gleichwertigkeit in unserer Gesellschaft sind wichtige Lernziele politischer Bildung. Dazu gehört die eigene Verortung inner-

halb von Ungerechtigkeitsmechanismen und im politischen System, weswegen ich vor allem auf Selbstreflexionsprozesse setze. Die kritische Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Verteilung von Privilegien und Partizipationschancen, um eigene Interessen auf der politischen Bühne umzusetzen, sind ein wichtiger Teil politischer Bildungsarbeit, weswegen ich beispielsweise auch Critical Whiteness-Trainings und Antirassismus-Trainings organisiert habe.

In der Konzeption der politischen Bildung in der Evang. Erwachsenenbildung spielt das Stichwort „Demokratiefähigkeit“ eine besondere Rolle. Hat die Evang. Erwachsenenbildung die Demokratie eigentlich gerade neu entdeckt? Warum auf einmal dieser thematische Akzent?

Ich würde sagen, dieser Themenschwerpunkt wurde wieder entdeckt. Aktuell wird wieder deutlich, dass Demokratie nicht selbstverständlich ist, sondern gepflegt werden muss. Dafür müssen wir nicht einmal in den Iran, nach Belarus oder Afghanistan schauen. Die Nachrichten zeigen auch für Deutschland zunehmende demokratiefeindliche oder zumindest demokratieskeptische Entwicklungen, wie z. B. die neuen Erkenntnisse über die sogenannten Reichsbürger, der zunehmende Rechtspopulismus, Fake News, aber auch die ansteigende Skepsis gegenüber demokratischen Institutionen allgemein und der

Ich nehme eine große Verunsicherung darüber wahr, wie wir miteinander in Diskussion kommen und auch wieder demokratisch streiten lernen

damit verbundenen Verbreitung von Verschwörungstheorien (vgl. Studie „Vertrauen in Demokratie“ der Friedrich-Ebert-Stiftung, 2019). Und auch die Kirche ist von dieser Entwicklung nicht ausgeschlossen, sondern teilweise sogar stärker betroffen. Dies macht eine ständige Überprüfung und (Neu-) Ausrichtung an demokratischen und christlichen Werten notwendig.

Zudem beobachten wir eine zunehmend gesplante Gesellschaft. Ich nehme eine große Verunsicherung darüber wahr, wie wir miteinander in Diskussion kommen und auch wieder demokratisch streiten lernen. Unsere – zum Glück – wachsende Vielfaltsgesellschaft führt zu mehr Ringen um bestimmte Themen und stellt auch bisher vermeintlich gesetzte Normen und Wertvorstellungen in Frage. Wie wir uns in diesen Themenfeldern begegnen und Meinungsvielfalt in rechtlich und moralischen Grenzen des Sagbaren aushalten, ist meines Erachtens essenziell, um „demokratiefähig“ zu werden, und

eine spannende Aufgabe der Evangelischen Erwachsenenbildung. Für Streit, der uns nach vorne bringt und unseren Zusammenhalt fördert, sollte und kann sie

auf jeden Fall Räume und Plattformen der Begegnung anbieten.

Aber im Ernst, Magdalene: Kirche und Demokratie – das versteht sich doch von selbst. Oder?

Nein, leider versteht es sich nicht von selbst. Teilweise zurecht wird Kirche vor-

geworfen, sich nicht entschieden genug gegen demokratiefeindliche Tendenzen in der Gesellschaft und in ihren eigenen Reihen zu positionieren bzw. zu passiv zu bleiben.

Gleichwohl haben sich die EKD und die Deutsche Bischofskonferenz in ihrem Gemeinsamen Wort „Vertrauen in die Demokratie stärken“ dafür ausgesprochen, sich aktiv für die Demokratie einzusetzen. Das Bekenntnis zur Demokratie ist wichtig. Dennoch muss dieses Selbstverständnis auch an der Basis ankommen und für Menschen erfahrbar werden. Menschen müssen sich als demokratisch wirksam wahrnehmen und verstehen, um aktiv unsere Kirche und Gesellschaft im Sinne unserer Christenfreiheit verantwortungsvoll mitzugestalten. Kirche kann hier meines Erachtens durch ihre Werteorientierung und ihre Unabhängigkeit von Parteien bürgernah wirksam werden, Gestaltungsräume ermöglichen und gleichzeitig eine Korrektur zu politischen Akteur*innen darstellen. So können wir als Kirche relevante gesellschaftliche Akteurin sein, die Verantwortung für demokratische Wertevermittlung übernimmt. Darauf wollen auch wir als Evangelische Erwachsenenbildung einen Schwerpunkt legen.

Unter deiner Federführung wurden im „Team Politische Bildung/ Grundbildung“ erste Skizzen für ein „Demokratietraining“ erarbeitet. Bitte beschreib doch kurz, um was es dabei gehen soll und wer angesprochen ist.

Kirche kann hier meines Erachtens durch ihre Werteorientierung und ihre Unabhängigkeit von Parteien bürgernah wirksam werden, Gestaltungsräume ermöglichen und gleichzeitig eine Korrektur zu politischen Akteur*innen darstellen

Die aktuelle Landschaft der politischen Bildung zielt hauptsächlich auf Jugendliche ab. Konkrete Demokratiebildungsangebote für Erwachsene gibt

es wenige. Daher wollen wir gerne in Kooperation mit dem Bildungswerk der Erzdiözese Freiburg ein Angebot schaffen, das Demokratiekompetenzen bei Erwachsenen stärkt und politische Teilhabe in der Gesellschaft ermöglicht. Element darin soll zum Beispiel die Auseinandersetzung mit Demokratie in unserem alltäglichen Leben sein und die Frage, welche Werteverständnisse sich eigentlich dahinter verbergen. Außerdem ist es uns wichtig, aktuelle Herausforderungen für unsere Demokratie gemeinsam herauszuarbeiten, worunter auch Verschwörungstheorien, Einfluss der Sozialen Medien auf demokratische Prozesse oder die Bedrohung von rechts eine Rolle spielen. Zudem sollen Entscheidungs- und Partizipationsmechanismen gemeinsam erprobt werden, um auch für eigene politische Anliegen Handlungsmöglichkeiten entwickeln zu können. Das Angebot richtet sich an ehrenamtliche und hauptamtliche Erwachsene im kirchlichen Kontext, ist aber nicht darauf begrenzt.

Evang. Erwachsenenbildung lehrt nicht, sondern lernt mit anderen zusammen, Was meinst du, sollte und kann die Evang. Erwachsenenbildung im „Demokratietraining“ selbst lernen?

Die evangelische Bildungsarbeit sollte unbedingt auch die eigenen Angebo-

te und Methoden auf ihre demokratiefördernde Wirkung hin reflektieren. Die Methodenfülle und Formate in der Bildungsarbeit sind enorm, aber nicht alle begünstigen automatisch demokratische Kompetenzen. Hierbei ist vor allem darauf zu achten, dass Empathie gefördert wird, Selbstwirksamkeit, Partizipationsfähigkeit und -bereitschaft sowie Konflikt- und Dialogfähigkeit.

Außerdem müssen die Strukturen unseres Bildungswesens selbst demokratisch gestaltet werden und Teilhabe auch für Bildungsbenachteiligte ermöglichen. Fragen, die hier weiterhelfen können, sind zum Beispiel: Welche Teiligungs- und Mitbestimmungsmöglichkeiten gibt es bei unseren Bildungsveranstaltungen? Können Themen und Ideen niedrigschwellig eingebracht werden, und welche Entscheidungsmechanismen greifen hier? Wen laden wir eigentlich ein, um mitzudiskutieren? Sind unsere Kooperationen mit weiteren Akteur*innen in der Zivilgesellschaft vielfältig? Nutzen wir diskriminierungsarme Sprache in unseren Ausschreibungen? Vielleicht stellt sich auch die eine oder andere Kirchengemeinde die Frage, wie demokratisch sie selbst eigentlich aufgestellt ist und wie inklusiv die Beteiligungsmöglichkeiten sind. Die Evangelische Erwachsenenbildung kann hier definitiv noch selbst lernen und Lernprozesse unterstützen.

Wenn sich nun eine Gemeinde, eine kirchliche Einrichtung in Sachen „Demotratiefähigkeit“ und „Demotratietraining“ beraten lassen möchte, wohin kann sie sich wenden?

Gerne an mich (0721-9175-331 / magdalene.leytz@ekiba.de)! Auch viele Regional- und Bezirksstellen der Evangelischen

Erwachsenenbildung bieten in diesem Themenspektrum einiges an und können zu konkreten Angeboten vor Ort beraten. In der Regel kooperiere ich von der Landesstelle mit ihnen, da sie die Situation vor Ort besser im Blick haben. Ich freue mich jedenfalls immer über Anfragen oder auch Ideen aus

den Gemeinden, die unsere Landeskirche demokratisch voranbringen.

■ Die Fragen stellte Thomas Weiß

Mit interreligiösem Dialog zu achthollem Miteinander in der Stadt – Anmerkungen zur Arbeit im Arbeitskreis Interreligiöser Dialog Offenburg

■ Wie die Zusammenarbeit verschiedener Religionen in einer Stadtgemeinschaft zum friedvollen Zusammenleben und dem Wachsen von Verständnis und Toleranz konkret verhelfen kann, zeigt der Bericht über den interreligiösen Dialog und den daraus entstandenen „Weg der Religionen“ in Offenburg.

Zu oft müssen wir in Nachrichten vom vielfachen Leid durch Kriege und Terror Kenntnis nehmen. Zu oft zeigt sich überdies, dass zur Begründung von Gewaltausbrüchen religiöse Überzeugungen missbraucht werden.

Oft sind diese Streitigkeiten jedoch nicht in den Religionen an sich begründet, sondern religiöse Standpunkte werden von Menschen zum Anlass für Streitigkeiten benutzt, die ihre tatsächliche Ursache in ganz anderen Motiven haben, wie u. a. in politischen Interessen. Dem friedlichen Anliegen der Religionen wird dadurch nachhaltig geschadet. Vor diesem Hintergrund entstand vor zehn Jahren das Ansinnen, sich hier in Offenburg mit religiösen Menschen zusammenzutun, die in der Vielfalt von Ethnien,



In der Vielfalt von Ethnien, Religionen und Kulturen eine positive Kraft für das Zusammenleben vor Ort



Religionen und Kulturen eine positive Kraft für das Zusammenleben vor Ort sahen.

Wir sprechen den Angehörigen aller Religionen das Recht zu, von der eigenen Religion überzeugt zu sein und dies offen zu vertreten. Gleichzeitig bekennen wir uns aber dazu, die religiösen Überzeugungen der jeweils anderen Glaubensgruppierung zu achten und sprechen uns solidarisch gegen Gewalt im Namen von Religion aus. Denn der Reichtum an Möglichkeiten, der sich in der Menschheitsentwicklung auf Grund unterschiedlicher Gegebenheiten

und Voraussetzungen herausgebildet hat, weist auf den je eigenen Wert einer jeden Kultur, Ethnie und Religion hin. Als Gläubige und aufgeklärte Menschen können wir demütig und dankbar auf diese Vielfalt blicken.

Wir haben uns schließlich als „Arbeitskreis interreligiöser Dialog Offenburg“ (AKIDO) zusammengeschlossen, um gemeinsam für ein friedvolles Zusammenleben der Religionen und Weltanschauungen in unserer Stadt einzutreten. In einer gemeinsamen Erklärung haben sich zehn Glaubensgemeinschaften im Jahre 2014 gegenseitige Achtung und das friedvolle Miteinander der Religionsgemeinschaften

in unserer Stadt zugesagt. Die Unterzeichnung wurde in einem öffentlichen Festakt besiegelt. Gemeinsam setzen wir uns dafür ein, dass Religion niemals mehr als Grund für Unfrieden missbraucht werden darf.

Als VertreterInnen der Religionsgemeinschaften, welche diese Erklärung unterzeichnet haben, sind wir der Auffassung, dass Unterschiede in religiösen Standpunkten nicht zur Unterdrückung und Verfolgung anderer Menschen führen dürfen. Im Fokus unserer weiteren Zusammenarbeit stand stets Offenheit und Achtung vor den religiösen Überzeugungen anderer, die Achtung der Würde jedes Menschen.

3

ARBEITSKREIS
INTERRELIGIÖSER DIALOG
OFFENBURG

WEG DER RELIGIONEN

Die „DITIB Türkisch Islamische Gemeinde Offenburg e.V.“ entstand 1978 und ist somit eine der ältesten muslimischen Gemeinden in Offenburg.

Die Mitgliederzahl der Offenburger DITIB Moschee beträgt etwa 3.000. Sie ermöglicht nicht nur die freie Religionsausübung, sondern fungiert gleichzeitig als Gemeindezentrum für religiöse Dienste, interkulturellen und interreligiösen Dialog, Bildungs- und Kulturangebote, Sozialarbeit und soziale Dienstleistungen.

Der Koran, der die Offenbarung Allahs beinhaltet, ist für die Muslimen der Wegweiser zum irdischen und himmlischen Glück. Für die Muslimen ist der Prophet Muhammed (saw) ohne Zweifel ein zeit- und ortsunabhängiger Bote Allahs. Durch seine Sanftmut und Güte zeigte er der Menschheit einen Weg zum Wohlwollen Gottes, ohne Verzicht auf irdische Gaben. Das schöne Vorbild des Propheten Muhammed (saw) ist für die Muslimen in allen Lebensphasen ein Lebensbegleiter.

Unsere Gemeinde widmet sich dem friedlichen Zusammenleben mit verschiedenen Kulturen und Religionsangehörigen. Für ein friedliches Miteinander und das Mitgestalten der Gesellschaft sind wir Mitglied im AKIDO Offenburg.

DITIB TÜRKISCH ISLAMISCHE GEMEINDE ZU OFFENBURG

Ausführliche Informationen zur DITIB Türkisch Islamische Gemeinde Offenburg e.V. und zum Arbeitskreis finden Sie unter www.friedenserklaerung-offenburg.de

Wichtig für das nähere Kennenlernen waren die gegenseitigen Besuche bei unseren Sitzungen, wo sich die jeweilige Glaubensgemeinschaft kurz vorstellte, wo wir vor Ort der „religiösen Praxis“ waren und das anschaulich erleben durften. Gegenseitige Einladungen zu verschiedenen Festen vertieften das Verständnis füreinander. Gerade dieses Kennenlernen hat uns tief bereichert.

„Wir können vielleicht wenig in der großen Weltpolitik bewegen, aber hier vor Ort in unserer noch überschaubaren Stadtgemeinschaft können wir einen wertschätzenden Umgang miteinander pflegen.“ Eine der Veranstaltungen mit Friedensgebet widmete sich folgerichtig auch der Achtung des Menschen als Geschöpf Gottes und den im Grundgesetz proklamierten Menschenrechten. Sowohl Religionen wie auch das Grundgesetz messen der Menschenwürde höchste Bedeutung zu.

Neuestes Projekt des AKIDO ist der Weg der Religionen (WdR), der im Rahmen der „Heimattage Baden-Württemberg – Offenburg“ ebenfalls mit einem feierlichen Festakt eröffnet wurde. Die bunte Vielfalt der Menschen unserer Stadt mit ihren reichhaltigen Kulturen bringt auch eine Buntheit der Religionen und Weltanschauungen mit sich. Das wollten wir an den Heimattagen hier bei uns bewusst machen, denn Religionen bieten nicht nur Heimat, sondern sie gehören in ihrer Vielfalt auch zu unserer Heimat.

Wir können vor Ort in unserer noch überschaubaren Stadtgemeinschaft einen wertschätzenden Umgang miteinander pflegen

Unsere Absicht ist es, dass sich interessierte Menschen auf den Weg machen, die vielfältigen Glaubens- und Religionsgemeinschaften in Offenburg kennen zu lernen, indem sie die verschiedenen Einrichtungen der zehn beteiligten Glaubensgemeinschaften zunächst in geführten Gruppen erwandern. Natürlich sind auch eigene Erkundungen möglich. Hierfür haben wir an unseren religiösen Stätten dauerhafte Stationen-Tafeln angebracht, die kurz und prägnant über Glauben und Gemeindeleben informieren.

Um genügend Zeit für erstes Kennenlernen und Fragen zu bieten, boten wir 2022 jeweils geführte „Duo“-Begehungen an. D.h. in einem Zeitrahmen von ca. 3 Std. besuchten wir jeweils zwei Einrichtungen. Dort erwarteten die ca. 30 Gäste jeweils kurzweilige Vorstellungen des Gemeindelebens und wichtiger religiöser Inhalte sowie ein gemütlicher Imbiss/Umtrunk als Abschluss.

2023 bieten die Glaubensgemeinschaften interessierten Gästen in einem ausführlicheren Rahmen vertiefende Informations-Nachmittage bzw. -Abende an.

Ein erster Abend bei dem Buddhistischen Dojo mit praktischen Übungen der Geh- und Sitzmeditation endete in einem angelegten interessierten Austausch bei Tee und Gebäck.

In der Fortsetzung dieser „Solo“-Reihe erhoffen wir uns bei den Besuchern zu-



gleich ein weitergehendes Verständnis für die Glaubenswege anderer Menschen. Wo gegenseitiges Kennenlernen zu wachsendem Vertrauen führt, da wachsen auch die Chancen auf ein tolerantes Zusammenleben in Vielfalt und gegenseitiger Achtung.

Während wir mit dem Projekt WdR in der Regel (ältere) Erwachsene ansprechen, drängt es sich auf, dass wir auch

Wege suchen müssen, jüngere Menschen anzusprechen, um auch bei ihnen Interesse gegenüber den vielfältigen Religionen zu wecken.



Wo gegenseitiges Kennenlernen zu wachsendem Vertrauen führt, da wachsen auch die Chancen auf ein tolerantes Zusammenleben in Vielfalt und gegenseitiger Achtung

Mittels Actionbound soll der WdR digital als spielerische Entdeckungsreise für Jugendgruppen aufbereitet werden. Mit mehr Wissen und Toleranz werden auch sie, so unsere Hoffnung, achtsamer mit der Vielfalt, nicht nur der Religionen umgehen.

■ Karl Bäuerle, Offenburg

Pfarrerinnen und Pfarrer stehen immer irgendwie in der Öffentlichkeit. Und dass sie dieses öffentliche Amt ausüben, „macht etwas mit ihnen“. Aber was? In der Fortsetzung unserer **Reihe zu Berufsbiografien richten wir unser Augenmerk auf zwei Pfarrerinnen, die ganz unterschiedlich in der Öffentlichkeit stehen – und auch ihre Aufgabe dort verstehen.**

Wenn das öffentliche Wort Unruhe stiftet ...

■ Was es bedeuten kann, öffentlich für das Wort Gottes Position zu beziehen, führt uns die Dekanin aus Pforzheim, Christiane Quinke, eindrücklich vor Augen. Es bedeutet für sie Mut und die Gefahr der Anfeindung, aber es ist ihrer Überzeugung nach unumgänglich und müsste eingeübt werden.

Das Wort ist ein öffentliches Wort. Es lässt sich nicht einsperren. Mit dem bloßen Wort lässt sich trösten und Unruhe stiften. Manchmal zur gleichen Zeit. Auf jeden Fall hat das Wort Wirkung – und kann zuweilen eine ganze Stadtgesellschaft in Aufruhr versetzen, selbst wenn das nicht beabsichtigt ist.

Als Pfarrerin habe ich den Auftrag zur Wortverkündigung. Darum ist es ein öffentlicher Auftrag – als Dekanin erst recht. Und damit stehe ich – außer im seelsorgerlichen Kontext – immer in der Öffentlichkeit. Jede Predigt ist öffentlich: ob am Sarg oder auf der Kanzel, in der Zeitung als „geistliches Wort“ oder auf der Homepage der Gemeinde oder des Kirchenbezirks. Aber auch als Person bin ich öffentlich: Wenn ich auf den Markt der Stadt gehe, kaufe ich zwar für mich privat ein, aber begegne Gemeindegliedern oder anderen Menschen, die mich als Pfarrerin oder Dekanin kennen. Auf den Markt

der Kleinstadt, in der ich zwölf Jahre lang Pfarrerin war, konnte ich nie inkognito gehen. Damals wusste ich: Wenn ich um 10 oder 11 Uhr zum Markt gehe, werde ich mindestens eine Stunde benötigen – nicht wegen der vielen Einkäufe, sondern wegen der vielen Gespräche. Wenn ich keine Zeit hatte, ging ich darum erst um 12.30 Uhr hin – kurz bevor die Stände abgeräumt wurden –, denn da war kaum noch jemand da. (Und ja, es gibt auch nicht-öffentliche Zeiten für mich und das ist gut so!)

Ich gehe aber gerne auf diesen „Markt“ – denn ich will ja kommunizieren und im Kontakt sein, weil ich dazu beauftragt bin. Heute findet dieser „Markt“ auch im Internet statt – in den Social Media. Als ich vor zwölf Jahren mit ihnen anfang, habe ich noch fast alles „privat“ gepostet. Mittlerweile geschieht das meiste öffentlich. Und zwar ganz bewusst. Facebook, Twitter, Instagram – das sind neben offiziellen Empfängen, Marktbesuch, kommunalen Ereignissen etc. eben auch öffentliche Plätze, wo ich als Theologin, Kirchenfrau, Christin, Dekanin wahrgenommen und gehört werde.

Ich nutze diese öffentlichen Plätze bewusst: Licht für die Welt zu sein, Salz der Erde zu sein – für mich wäre es zu wenig,

mich nur innerhalb der Kirche zu äußern. Ich wirke in dieser medialen Welt mit ihrer zuweilen sehr anstrengenden „Debattenkultur“ und einem Sammelsurium aus Bildchen, Populismus, Hate-Speech und Schwarmintelligenz – und ich bin da als Privatperson wie als „Amtsperson“. Und wie auf dem Wochenmarkt meiner Kleinstadt vor zwölf Jahren sehe ich es als meine Aufgabe, Differenzierungen einzuspeisen: „Love-Speech“, aber auch christliche Positionen und den oft „anderen“ Blick auf bestimmte Themen. Ob es nun um Flüchtlinge geht oder um sexuelle Identitäten, um die Bewahrung der Schöpfung oder Verschwörungsideologien: Als Christin und Theologin will ich diese Welt nicht einfach denen überlassen, die laut oder polarisierend sind. Denn ich weiß ja auch: Hier lesen viele mit, die sich nicht zu Wort melden und trotzdem wahrnehmen: Es gibt auch noch andere Stimmen als die lauten und lieblosen.

Aus diesem Grund „tu ich mir das an“, auch wenn es anstrengend ist. Und ja, ich mach mich damit angreifbar – und werde auch dafür angegriffen. Denn: Gerade wenn ich als Theologin öffentlich differenzieren und einen anderen Blick auf gesellschaftliche Themen werfen will, werde ich von nicht wenigen als polarisierend oder störend wahrgenommen. (NB: ist nicht sogar dieses „Störende“ etwas, was von nicht wenigen auch wiederum erwartet oder gebraucht wird?)

Ein „Höhepunkt“ dieses „Störens“ erlebte ich 2016 in Pforzheim im Rahmen einer

breiten Diskussion darüber, wie man in Pforzheim mit dem jährlichen Gedenktag an die Bombardierung umgehen soll. Hier übernahm die Pforzheimer Zeitung eine sehr problematische Position und stellte mich schließlich regelrecht an den Pranger. Der Beitrag gipfelte in der Aussage, dass ich spalten würde und deshalb nicht nach Pforzheim passen würde.*

Ja, das tat richtig weh. Zumal es mir eigentlich immer wichtig war und ist, einen guten Draht zur Presse zu haben. Ich hatte in der Tat überlegt, ob ich mich besonnener, gefälliger, „zahmer“ zeigen sollte – aber damit hätte ich das Narrativ, dass ich mit meinen theologischen Überzeugungen spalten würde, bestätigt. Und ich hätte

die vielen Menschen, die froh über diese kirchliche Stimme waren, allein gelassen. Öffentliche Stimme zu sein, ist gegebenenfalls genauso ein Akt der Seelsorge, wie der Geburtstagsbesuch oder die Beerdigungsansprache. Aber manchmal kann das Bekenntnis zu einer ehrlichen Selbstkritik und einer umfassenden Nächstenliebe gleichermaßen verstören wie heilen. In dieser Ambivalenz bleibt jede öffentliche Rede. Keine Seelsorgerin will spalten, aber nur um eines „Scheinfriedens“ willen zu schweigen, ist für mich nicht vereinbar mit meinem Verkündigungsauftrag.

Darum gilt für mich: Mund auf! In der Kirche und auf dem Marktplatz, in den sozialen Netzwerken und auch gegenüber der Presse. Auch und gerade als

Aus diesem Grund „tu ich mir das an“, auch wenn es anstrengend ist. Und ja, ich mach mich damit angreifbar

Theologin und als Dekanin. Sonst stelle ich das Evangelium unter den Scheffel.

Ich erinnere an die 2.These der Barmer Theologischen Erklärung:

Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen. Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften.

Den christlichen Glauben von irgendeinem Bereich des Lebens auszuschließen, ist mir auf dieser Grundlage nie in den Sinn gekommen. Mein Bekenntnis zu Jesus Christus bezieht selbstverständlich auch den gesellschaftlichen, politischen und öffentlichen Bereich des Lebens mit ein.

Ich verstehe das freilich nicht parteipolitisch, aber kritisch gegen ausgrenzende Positionen von Parteien und immer im Sinne einer Parteinahme für die Armen, die Benachteiligten, die Verfolgten und Gedemütigten - kurz für alle, die allzu schnell abgewertet werden: ob sie nun aus einem anderen Land kommen, einen anderen Glauben haben, anders lieben oder anders aussehen. Ja, ich riskiere damit, ins Fadenkreuz derer zu geraten, die nicht wollen, dass eine Kirchenfrau

sowas sagt, oder die vielleicht nicht verstehen, wozu das gut sein soll. Und das kann sehr unangenehm sein.

Wichtig ist für mich deshalb auch, dass ich mich bei meinem öffentlichen Auftreten von vielen anderen unterstützt weiß. Letztlich bin ich aus dieser „Geschichte“ mit der Pforzheimer Zeitung 2016 nur heil herausgekommen, weil ich von einer Welle der Solidarität getragen wurde: Gottesdienstbesucher*innen, Kolleg*innen, Menschen von nah und fern, die mir schrieben, und nicht zuletzt auch die Kirchenleitung der Landeskirche, die mir den Rücken stärkte. Gerade die Unterstützung durch die Kirchenleitung ist sehr wichtig für die öffentliche Funktion von uns Pfarrer*innen und Dekan*innen. Damit meine ich nicht, dass es im Falle einer öffentlichen Anfeindung immer ein öffentliches Statement der Kirchenleitung braucht. Viel wichtiger ist aus meiner Erfahrung, dass das öffentliche Engagement respektiert und gewürdigt und als Teil unseres kirchlichen Auftrags erkannt wird. Sich öffentlich zu äußern – egal in welchen Medien oder an welchen Orten – ist keine private Entscheidung, sondern Teil meines Dienstes. Wenn mir von Kolleg*innen gesagt wird: „Oh, dafür nimmst du dir Zeit!“, dann wird mein öffentliches Engagement zum „Nice to have“ – und das ist es eben nicht.

Darum wünsche ich unserer Kirche, dass die Kolleg*innen wissen, woher sie Unterstützung bekommen – und damit meine ich in erster Linie keine demonstrative Solidarisierung (auch wenn sie gut tut), sondern ein „Coaching“, das den Kol-

leg*innen hilft, Souveränität wieder zu erlangen.

In meinem Fall von 2016 profitierte ich davon, dass ich ein paar Tage zuvor einen Workshop-Tag mit Erik Flügge besuchen konnte: „Vom Umgang mit politischen Mandatsträgern“. Aufgrund dieses Kontakts holte ich mir Unterstützung von Erik: Er beriet mich kompetent, wie ich auf diesen medialen Angriff reagieren könne und welche Fehler ich unterlassen solle – mitten in der Nacht! Dadurch wurde ich wieder „Herrin“ des Verfahrens und konnte selber steuern, wie es damit weiterging. So ein „Coaching“ sollte aus meiner Sicht systematisiert werden. Es darf nicht vom „Zufall“ abhängen, eine adäquate Unterstützung zu bekommen.

Ich halte die öffentliche Funktion unseres Amtes für einen großen Schatz. Umso wichtiger ist es, mit ihr verantwortungsvoll, aber auch mutig umzugehen

Ich halte die öffentliche Funktion unseres Amtes für einen großen Schatz. Umso wichtiger ist es, mit ihr verantwortungsvoll, aber auch mutig umzugehen. Und wenn wir sie zu Gunsten derer einsetzen, deren Stimme nicht gehört wird oder nicht gehört werden soll, dann liegt darauf Segen – auf dem Marktplatz, auf der Kanzel, in den Social Media oder auch auf einer Demo. Entgegen aller Unkenrufe der Pforzheimer Zeitung vor sieben Jahren bin ich jedenfalls immer noch als Dekanin in Pforzheim und bin weiterhin öffentlich vernehmbar. Ich bin es nicht um meinetwillen, sondern um einer Kirche willen, die in Jesu Namen spricht und das Evangelium in die Welt trägt. Ich

bleibe bei meinem Wort – und bei meinem Auftrag.

■ Christiane Quinke, Pforzheim

*) Wer mehr zur Posse mit der Pforzheimer Zeitung lesen will, findet es unter <https://www.zeit.de/2016/21/pforzheim-dekanin-christiane-quincke-politik-medien/komplettansicht>

Seid umschlungen, Millionen!

Als Pfarrerin im öffentlich-rechtlichen Rundfunk

■ Martina Steinbrecher hat ihr Gemeindepfarramt „an den Nagel gehängt“ und ist seit zwei Jahren unsere Rundfunkpfarrerin. Sie steht damit in der medialen Öffentlichkeit des öffentlich-rechtlichen Rundfunks. Was ist das für eine Öffentlichkeit und wie ist man dort Pfarrerin?

**Eins gehört gehört.
Kultur neu entdecken.
Einfach. DEINDING.
Da sind wir daheim.**

Und welchen Sender hörst Du so?

Falls Sie sich über das unvermittelte Du in der gerade gestellten Frage wundern, gehören Sie wahrscheinlich nicht zur Stammhörerschaft von SWR3 oder gar der Jugendwelle DASDING. Falls Sie sich darüber nicht nur wundern, sondern ausdrücklich ärgern und in Gedanken schon mit der Formulierung eines Leserbriefs an die Redaktion beschäftigt sind, könnten sie womöglich der Welle SWR2 zugeneigt sein. Und wenn Du zwar nicht über das Du, aber über den Begriff „Sender“ gestolpert bist, bist Du wahrscheinlich noch keine dreißig und gehörst einer Generation an, die surft und streamt, postet und podcastet, aber schon längst kein lineares Radioprogramm mehr hört. Was mich zu der These veranlasst: Der meistens im Singular verwendete Begriff

In vielen Bereichen ist Kirche aus „der“ Öffentlichkeit längst verschwunden.

Nicht so im öffentlich-rechtlichen Rundfunk

der Öffentlichkeit täuscht. Denn es gibt viele Öffentlichkeiten. Und seit ich aus dem Gemeindepfarramt ausgeschieden bin und kirchliches Geschehen vor Ort eher von einer Außenperspektive her wahrnehme, wundere ich mich oft, wie partiell und teilweise hermetisch abgeschlossen die Öffentlichkeiten sind, in denen sich die Kirche mit ihrer Botschaft bewegt (Was die Botschaft anlangt, scheint mir der Singular übrigens eher angebracht). In vielen Bereichen ist Kirche aus „der“ Öffentlichkeit längst verschwunden. Nicht so im öffentlich-rechtlichen Rund-

funk, in dem ich nun beruflich unterwegs bin.

Das heißt zuallererst: Mein öffentliches Wirkungsgebiet hat sich

plötzlich vertausendfacht. Endlich kann ich mit richtig großen Zahlen aufwarten. Denn die Verkündigungssendungen der Kirche im SWR laufen täglich auf allen Wellen zur Radio-Primetime in den frühen Morgenstunden. Laut Medienanalyse aus dem Jahr 2022 liegen die Reichweiten je nach Welle zwischen 80.000 und 780.000 Hörerinnen und Hörern pro Tag. Zum Vergleich: Ins Freiburger Europaparkstadion passen bei voller Belegung gerade mal 34.700 Zuschauer*innen. Und wenn Freiburg bei Juventus in Turin spielt, gehen da auch nicht mehr als 41.500 Leute rein. Das größte Fußballstadion im SWR-Land steht in Stuttgart und fasst 60.500 Leute. Das heißt im Klartext: Selbst auf einer ver-

gleichsweise kleinen Feinschmeckerwelle wie SWR2 hören jeden Morgen viel mehr Menschen ein gutes Wort zum Start in den Tag, als an einem x-beliebigen Spieltag der Bundesliga an einem Samstag im Sendegebiet ein Spiel live im Stadion sehen. Und das alles sieben Mal die Woche in 53 Wochen im Jahr. Da ist die Zahl der live übertragenen Gottesdienste in Funk und Fernsehen noch gar nicht mitgezählt. Am Heiligabend knacken wir locker die Millionemarke.

Was aber noch viel besser ist als diese Zahlenarithmetik: Die Öffentlichkeit, die mit den täglichen Sendungen im Rundfunk erreicht wird, ist eine ungefilterte. Denn aus dem Radio werden auch alle Menschen jenseits äußerer und innerer Kirchenmauern mit dem Wort Gottes konfrontiert. Sie müssen nur das Radio laufen haben. Und das lineare Radioprogramm ist immer noch das klassische Nebenbei-Medium Nummer eins. Das heißt für die Hörschaft von SWR1 und SWR4: 780.000 Menschen werden morgens vielleicht schon von ihrem Radiowecker geweckt oder schalten kurz nach dem Aufstehen ihren Sender ein. Der läuft dann weiter unter der Dusche, beim Rasieren, während des Frühstücks, im Auto und auf dem Weg zur Arbeit. Zwischen den größten Hits aller Zeiten, zwischen Nachrichten und Verkehrsfunk, zwischen ersten Reportagen und Interviews hören alle möglichen Leute dann eben auch drei Minuten lang einen Verkündigungs-Beitrag der Kirche im SWR. Einen Impuls, einen

Anstoß, ein treffendes Wort. Nachdenklich. Unerhört. Segensreich.

Evangelische, katholische und freikirchliche Autorinnen und Autoren wechseln sich ab, und auch Rabbi Joel Berger spricht jeden letzten Freitag im Monat auf unserer Kirchenschiene. Wenn es richtig gut läuft, schreibt mir jemand: „Bin noch im Auto sitzen geblieben, bis der heutige Anstoß zu Ende war. Gehe jetzt gestärkt in den Tag.“. Zahlreiche freundliche, dankbare, ermutigende kurze und ausführliche Rückmeldungen erreichen uns täglich über unsere Homepage www.kirche-im-swr.de, über Facebook und seit kurzem auch auf Instagram. Deshalb erfüllt die Kirche im SWR den Auftrag aus der Barmer Theologischen Erklärung besonders gut,

„das Wort von der freien Gnade Gottes auszurichten an alles Volk.“ Ein unschätzbare Wert ist dieser große Radius in Zeiten, in denen viel darüber gejammert wird, dass jede/r sich nur noch in den eigenen Blasen bewegt und man sich von allem, was einen nicht unmittelbar anzugehen scheint, wunderbar abschotten kann. So bewegt sich jede/r in erster Linie in eigens zurechtgelegten Öffentlichkeiten. Die Schnittmengen mit anderen sind gering.

Andererseits: Die breite Öffentlichkeit, die wir als Kirche im SWR mit unseren Sendungen erreichen, ist eine anonyme Größe. Auch das unterscheidet sie von der überschaubaren Öffentlichkeit einer Ortsgemeinde, in der viele Menschen sich kennen und untereinander Beziehungen

Die Öffentlichkeit, die mit den täglichen Sendungen im Rundfunk erreicht wird, ist eine ungefilterte

kurzem auch auf Instagram. Deshalb erfüllt die Kirche im SWR den Auftrag aus der Barmer Theologischen Erklärung besonders gut,

knüpfen. So habe ich beim Verfassen von Beiträgen zwar oft auch konkrete Menschen vor Augen, aber bei der Aufnahme im Studio schaue ich bestenfalls in das Gesicht eines freundlich dreinblickenden Toningenieurs. Wen meine Worte aber in welcher Situation auf Sendung erreichen, weiß ich nicht.

Dabei können auch über das Medium Hörfunk Beziehungen entstehen. Kleine und auch größere Fange-meinden bilden sich um einzelne Autorinnen und Autoren. Die werden dann auch mal zur Erörterung theologischer Fragestellungen oder in seelsorgebedürftigen Situationen kontaktiert. Sogar der Wunsch, von seinem Lieblingsautor bestattet zu werden, wurde schon einmal geäußert und zu seiner Zeit dann auch umgesetzt. Der Sender achtet darauf, dass immer nur eine bestimmte Anzahl von Pfarrerinnen und Pfarrern gleichzeitig auf einer Welle zum Einsatz kommen. Das stärkt die Chancen auf ein personalisiertes Beziehungsgeschehen, oder wie es beim Radio heißt, die Hörerbindung.

Was auch gesagt werden muss: Es gibt eine zunehmende Zahl von Stimmen, die die sogenannten Drittsenderechte der Kirchen grundsätzlich infrage stellt und sie gerne kräftig beschneiden oder ganz abschaffen möchte. Seit die Zahl der konfessionell gebundenen Menschen in Deutschland im letzten Jahr die kritische 50% Marke unterschritten hat, werden diese Stimmen immer lauter. Sie äußern sich zum Beispiel wie ein überfallener Hörer des Deutschlandfunks, der in der taz vom

Denn das ist nun einmal der Grundsatz öffentlich-rechtlicher Mediengestaltung: Alle zahlen für alles, auch wenn nicht allen alles gefällt

04.07.2021 seinen Unmut geäußert hat: „Neulich habe ich mein Bad wieder mal geflutet. Ich stand unter der Dusche und musste, während das Wasser lief, plötzlich zum Radio auf dem Regal sprinten und den Sender wechseln. Es erklang nämlich dieser christonormative Singsang, mit dem ich früh morgens um halb sieben lieber nicht meinen Tag beginnen möchte.“ Man kann den armen Mann bedauern, dass er sich zu solch drastischen Maßnahmen gezwungen sieht. Allerdings steht es jedermann und jederfrau jederzeit frei, den Sender zu wechseln, wenn der

dort gerade erschallende Singsang einen empfindlichen Nerv trifft. Denn das ist nun einmal der Grundsatz öffentlich-rechtlicher Mediengestaltung: Alle zahlen für alles, auch wenn nicht allen alles gefällt.

Im kommenden Jahr werden wir bei der Kirche im SWR ein rundes Jubiläum feiern. Im Juli 1924 ging nämlich die erste evangelische Morgenfeier auf Sendung. Und auch im Jahr 2024 sichert der aktuell gültige Medienstaatsvertrag uns Kirchen immer noch „angemessene Sendezeiten“. Es ist nicht auszuschließen, dass sich das mittelfristig auch einmal ändern wird. Solange wir aber die großartige Möglichkeit haben, das Evangelium auf allen Kanälen zum Klingen zu bringen, werden wir es tun. Laut. Lebensnah. Und mit Lust.

■ Martina Steinbrecher, Bad Boll

Die Reaktionen auf den Beitrag von OKR Dr. Kreplin in den Badischen Pfarrvereinsblättern 8-9/2022 finden in dieser Ausgabe ihre Fortsetzung. Zunächst hatten die beiden Dekane Dr. Glimpel (Enzkreis) und Dr. Reppenhausen (Karlsruhe-Land) im letzten Heft 2022 gemeinsam auf die Ausführungen von Kreplin reagiert. Nun antwortet ihnen der Studienleiter und stellvertretende Direktor der Evangelischen Akademie Dr. Gernot Meier. Da Meier beiden Dekanen seine Replik vorher zugänglich gemacht hat, können wir deren Antwort auf seine Replik hier auch wiedergeben. Dazu gesellt sich ein Beitrag zum gleichen Thema, der uns von Kirchentrat i.R. Wolfgang Burkhardt erreicht hat. Auch diesen drucken wir ab in der Hoffnung, dass sich die Diskussion um das Gemeinde- und Kirchenbild, das hinter dem Prozess Ekiba 2032 steht bzw. stehen könnte, fortsetzt.

Eine kleine Replik auf euren Text von Matthias Kreplin

liebe Kollegen!

„Aber nicht die Organisation sollte ihre Inhalte definieren, sondern die Inhalte

definieren die Organisation: Wo Gemeinschaft ist und das Evangelium verkündet wird, da ist Kirche“. Auch wenn ich syntaktisch die Begriffe Gemeinschaft und Evangelium aus theologischen Gründen umgedreht hätte, ist das für mich der zentrale Satz eures Textes.

Und ja, der Text von Matthias Kreplin hat stellenweise Diskussionsbedarf: Vielleicht sollte man sich die Präsenz ohne Repräsentanz nochmals genauer ansehen, mache Keywords sollten vielleicht nicht so unterbestimmt sein, Religion und Raum im Kontext von „religiösen“ Netzwerkstrukturen sollte expliziert, Erkenntnisse moderner religiöser Vergesellschaftungsformen rezipiert werden, und auch dass die Frage der Ökonomie

Und ja, der Text von Matthias Kreplin hat stellenweise Diskussionsbedarf

(vielleicht Max Weber oder eher doch Friedrich Hayek?) nicht offengelegt und Gottesdienst als Indikator genannt wird etc. Aber, liebe

Kollegen – geschenkt. Es ist eine Positionsbestimmung und gleichzeitig eine iterative Suchbewegung eines „Tankers“ auf hoher See auf dem Weg in unbekanntes Gewässer, um ein naturalistisches Bild zu gebrauchen.

Und die Position aus CA 7 teile ich ausdrücklich: Versammlung der Gläubigen, Sakramente und Evangelium, und es ist nicht zur wahren Einheit der christlichen Kirche nötig, dass überall die gleichen, von den Menschen eingesetzten, Zeremonien eingehalten werden, wie Paulus sagt: „Ein Leib und ein Geist, wie ihr berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Eph 4,4.5).

Es ist eine Positionsbestimmung und gleichzeitig eine iterative Suchbewegung eines „Tankers“ auf hoher See auf dem Weg in unbekanntes Gewässer, um ein naturalistisches Bild zu gebrauchen

Und ja, die religionssoziologische

Aussage aus den 50er Jahren von Lofland und Stark gilt bis heute: „First and foremost religion is a social process“. Und ja, dies verweist auf ein Bündel der wichtigsten, aber völlig ungeklärten Fragen in unserem Transformationsprozess: Christentum, Raum und Personen zu denken, ohne sich der Repräsentanz zu widmen, das Konzept „Raum“ eben nicht territorial, verwaltungstechnisch oder mit einem Blick auf das Leitungs- und Wahlgesetz neu zu bedenken, sondern ganz klassisch praktisch-theologisch als Heterotopie und nur zwei Felder exemplarisch zu nennen.

Aber dann hören die Gemeinsamkeiten hinsichtlich eurer Kritik schon auf.

Ich beobachte zu Anfang im Diskussionsbeitrag erstaunt, dass Korrelation zur Kausalität wird: Ja, es gibt tatsächlich sehr divergierende Entwicklungen im gottesdienstlichen Bereich im gesamten Spektrum einer Versammlung der Gläubigen. Aber eine Position konzeptionell zu generalisieren, ist genau das Gegenteil von der Offenheit aus der CA7. Das Zitat „Which church you attend“ als Belegform aus den USA (von wo dort?) ist ebenso wie die partielle Rezeption der sog. Stuttgarter Gottesdienst- und Gemeindestudie methodologisch nicht haltbar, weil die jeweiligen Kontextabhängigkeiten nicht offengelegt werden. Aber es wird damit implizit suggeriert: „Seht da: Hier funk-

Ich beobachte zu Anfang im Diskussionsbeitrag erstaunt, dass Korrelation zur Kausalität wird

Aber es wird damit implizit suggeriert: „Seht da: Hier funktioniert es („schriftbezogen und lebensrelevant“), und dann kommt auch der Rest. Und das SI sagt es auch.“

niert es („schriftbezogen und lebensrelevant“), und dann kommt auch der Rest. Und das SI sagt es auch.“ Zusammengefasst: Amerikanische Sozialform (Beleg: Zugehörigkeit) → wie in der Apostelgeschichte („Back to the roots“ Beleg Apg.) → Ergebnis: Erfolgreich [sic] in Stuttgart („schriftbezogen und lebensrelevant“. Beleg: erfolgreiche Sonntagsgottesdienste) = eindeutige religiöse Aktivität (Beleg SI) und damit Lebenskern. Diese Argumentationsfigur besticht durch ihre Machbarkeit: Leute, so geht es!

Dass diese Figuren andere Konzeptionen von religiöser Partizipation räumlicher Art haben, passt zusätzlich in das

Sprach- und Denkmuster: Bisher haben wir die Partizipation an Religion territorial gedacht, aber nun: Individualisierung, Mobilität etc. passen hier nicht mehr in das alte territoriale Bild. Entscheidung ist gefragt.

Dass das neue territoriale Parochialprinzip (Kooperationsräume) eine organisatorische Verlagerung ist, wird niemand bestreiten, und Kollege Luhmann hätte aus systemtheoretischer Sicht seine Freude an der Idee,

durch Vergrößerung des Gleichen („Kirche als Ganzes“) etwas Neues / Anderes zu schaffen (größere Skalierung löst finanzielle Probleme, führt nicht gleichsam zu Innovation). Aber der Begriff kirchliche Präsenz (ich sagte es schon, er funk-

niert passabel eigentlich nur mit seinem Counterpart „Repräsentanz“) soll das analytische Auflösungsvermögen verbessern, um dann daraus theologisch präzise Handlungen zu entwickeln.

Dann kommt der Bogen (bitte immer die obere Figur, was

„Erfolg“ ist, in Erinnerung behalten) zu: „Wir fragen an, ob sich zur eher assoziativen Auflistung von kirchlichen Präsenzen, für die man nur staunend dankbar sein kann, theologische Kriterien gesellen müssen. Denn ohne diese entsteht leider der Eindruck, dass sie alle irgendwie gleich wichtig sind. Doch wenn irgendwie überall Kirche ist, könnte es passieren, dass nirgendwo mehr so richtig Kirche ist.“ Hier wird durch den Vagheitsmarker „irgendwie“ irgendwie gesagt, ok: Es gibt mehr richtige Kirche und irgendwie andere. Und dann wird die Mission als Indikator für (richtige?) kirchliche Präsenzen aus dem Kriterienschränk geholt. Die Qualifizierung des Missionsbegriffes: Christen werden und bleiben. Dann automatisch die Frage der Finanzierung – so weit, so absehbar ... Wer will da widersprechen?

Nun wird der möglichen Vielgestaltigkeit der Präsenzen (numerisch deklarativer Ansatz)

Dann werden die Ortsgemeinden („komplexe Vernetzungen“) aufgerufen als Orte für nachhaltigen Loyalitätsaufbau. Bis gerade war ich noch bei der Gemeinschaft, Verkündigung und Mission

Denn es geht m.E. den beiden Autoren um: „die Parochien sowie weitere Gemeinde- bzw. Gemeinschaftsformen von Kirche zu stärken, zu fördern und neu entstehen zu lassen“. An welche erfolgreichen Formen hier gedacht worden ist, gab es am Anfang zu lesen. Diese Formen sind aber durchaus quer zu den bisherigen Parochien, und nun kommt der Turn zu: „auch wenn die Gemeinde nicht notwendigerweise mit der Parochie gleichzusetzen ist.“ Aha

die CA (normativer Ansatz) gegenübergestellt (nette Idee - ist aber, liebe Kollegen, zu leicht zu durchschauen). Dann werden

die Ortsgemeinden („komplexe Vernetzungen“) aufgerufen als Orte für nachhaltigen Loyalitätsaufbau. Bis gerade war ich noch bei der Gemeinschaft, Verkündigung und Mission.

Und dann wird über ein ökonomisches Argument die Stärkung der Gemeinden implizit forciert. Niemand wird der Binse (oder den Binsen) von Günter Thomas (siehe oben Lofland und Stark) widersprechen, aber dann wird wieder eine organisationale Analysefigur (Kooperationsraum) aufgerufen

und als nicht zielführend beschrieben, jetzt aber in der Argumentationsfolge ökonomisch konnotiert. Dann wird es knifflig: Denn es geht m.E. den beiden Autoren um: „die Parochien sowie weitere Gemeinde- bzw. Gemeinschaftsformen von Kirche zu stärken, zu fördern und neu entstehen zu lassen“. An welche erfolgreichen Formen hier gedacht

worden ist, gab es am Anfang zu lesen. Diese Formen sind aber durchaus quer zu den bisherigen Parochien, und nun kommt der Turn zu: „auch wenn die Gemeinde nicht notwendigerweise mit der Parochie gleichzusetzen ist.“ Aha. Diese oftmals

territorial übergreifenden Gemeinden sind, wenn sie die o.g. Kriterien entsprechen, gut. Andere Formen ... naja.

Die Argumentation geht munter weiter: „Aufgewertet werden nicht die Gemeinden, die international (aha, da ist doch wieder die USA und Stuttgart) doch die Regel sind, sondern Formen, die auf der Kooperation mit dem Staat basieren.“ Äh nein. Was Kooperation ist, entscheiden die Akteur*innen vor Ort, nicht der Staat. Die Kasualien sollen sich für die Autoren zum großen Teil noch von Resten einer selbstverständlichen Kirchlichkeit nähren. Guten Appetit, kann man da nur sagen, bei der Vielgestaltigkeit der Menüs, die es zum Glück gibt.

Ich stimme ausdrücklich zu (zusätzlich zum Anfang): Wenn man das „Paradigma“ Kooperationsraum normativ sieht, ist es genau das: Vollkommen „überkommene Kirchlichkeit“ oder „traditionelle Kirchlichkeit“ und staatsanalog/verwaltungsstrukturell könnte das Modell werden, wenn das prae der Theologie nicht vor der rechtlichen Regelung steht oder wir uns nur noch organisational und ökonomisch definieren. Was der/die Allmächtige bitte verhüten möge. Doch genau das wird in der nun folgenden Zielgerade wieder aufgerufen. Nein, nicht die Anrufung, sondern das Kirchenverständnis, das mit der analytischen erkenntnisleitenden Figur des Kooperationsraumes verglichen wird (s.o. irgendwie Kirche). Und so wird auch der Topos der Ver-

Analytisch/heuristische Werkzeuge sind keine Kirchendefinition, Freikirchen kein Paradigma (auch wenn die Zuflucht dazu noch so verheißungsvoll ist) und die CA 7 eben ein Öffnungstext

antwortung kontextualisiert, indem Mitverantwortung in besonderer Weise aufgerufen wird: „Denn ein klares theologisches Kriterium, was denn Kirche sei, wird ersetzt durch die formale Bedingung, dass die Kirchenorganisation Verantwortung oder Mitverantwortung trägt für bestimmte Angebote und Aktivitäten.“

Ich fasse zusammen und kaufe die Lösung:

- a) Die richtigen Formen sind weltweit bekannt und erprobt.
 - b) Irgendwie Kirche sein geht nicht, sondern Loyalität, Geld und Zugehörigkeit gibt es auf Dauer nur lokal.
 - c) Alles andere in der Kirche wird auf Dauer verhungern.
 - d) Kooperationsräume dann, wenn sie freikirchlichen Charakter haben.
- D. h.: Erfolg ist möglich.

Liebe Kollegen, ich begrüße ausdrücklich die Debatte und schreibe in großer Achtung (nein, keine Ironie) die Auseinandersetzung mit der Frage der Präsenzen. Und ja, die theologische Diskussion kommt m.E. viel zu spät und fällt bis auf wenige Ausnahmen in manchen Kirchenbezirken (!) bisher zu mager aus. Aber eine Bitte: Analytisch/heuristische Werkzeuge sind keine Kirchendefinition, Freikirchen kein Paradigma (auch wenn die Zuflucht dazu noch so verheißungsvoll ist) und die CA 7 eben ein Öffnungstext.

■ Gernot Meier, Karlsruhe-Durlach

Antwort auf die Replik von Gernot Meier

Wir danken Gernot Meier ausdrücklich für seine Replik auf unseren Beitrag in den Pfarrvereinsblättern 11-12/2022. Denn eine Debatte auszulösen, war unser primäres Ziel gewesen. Dieses Desiderat ist mit dem Beitrag von Gernot Meier verwirklicht und wird hoffentlich von ihm oder anderen fortgeführt.

Und die Gemeinsamkeiten scheinen uns größer, als es manch spitze Formulierung der Replik nahelegt. Die Verlagerung der Parochiallogik im Sinne einer „Vergrößerung des Gleichen“ auf größere Verwaltungseinheiten steht als solche noch nicht für Innovation, sondern setzt das Parochialsystem in neuer Skalierung fort, kurz: Wir haben es hier nicht mit einem innovativen, sondern mit einem strukturkonservativen Modell zu tun, das Innovation nicht verunmöglicht, aber auch nicht garantiert. Darum hätten Alternativvorschläge zur Bildung von Kooperationsräumen theologisch tiefgründig diskutiert werden müssen – nicht in der Absicht, eine zu einer vergangenen Zeit gehörende Organisationsgestalt von Kirche zu retten, sondern um Kirche innovativ der neuen Zeit einzupassen.

Wir haben es hier nicht mit einem innovativen, sondern mit einem strukturkonservativen Modell zu tun, das Innovation nicht verunmöglicht, aber auch nicht garantiert

Zur „Vergrößerung des Gleichen“ gehört, das auf Gemeindeebene nicht mehr leistbare umfassende kirchliche Angebotsspektrum nun eben im Rahmen der

Kooperationsräume offerieren zu wollen. Es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, bis eine Verlagerung dieser „Fülle“ auf die nächstgrößere Verwaltungsebene nötig werden wird. Alternativ wäre a) zu überlegen, ob denn die Fülle des Angebotspektrums überhaupt aufrechterhalten werden muss und b) ob denn die „Angebote“ weiterhin in erster Linie an den Hauptamtlichen hängen sollen. Hier haben wir die schlanke Kirchendefinition von CA 7 in entlastender und befreiender Absicht eingeführt: Es genügt eben die Versammlung von Menschen, bei denen das Evangelium verkündet wird, damit Kirche geschieht.

Der gegenteilige Eindruck entstünde, wenn wir tatsächlich die Parochialgemeinde als Präsenzen mit besonderer ekklesiologischer Dignität ausgezeichnet hätten. Eine solche Auszeichnung der Parochialgemeinde würde aber völlig unverständlich machen, warum wir die Verlagerung der Parochiallogik auf eine größere Verwaltungseinheit ja gerade kritisch se-

Alternativ wäre a) zu überlegen, ob denn die Fülle des Angebotspektrums überhaupt aufrechterhalten werden muss und b) ob denn die „Angebote“ weiterhin in erster Linie an den Hauptamtlichen hängen sollen. Hier haben wir die schlanke Kirchendefinition von CA 7 in entlastender und befreiender Absicht eingeführt: Es genügt eben die Versammlung von Menschen, bei denen das Evangelium verkündet wird, damit Kirche geschieht.

hen. Wir meinen zum einen, dass es Abschied zu nehmen gilt vom Anspruch einer flächendeckenden „Versorgung“ als auch vom Wunsch, weiterhin die „Fülle“ kirchlicher Angebote aufrecht zu erhalten. Der von Gernot Meier eingebrachte Begriff der Heterotopie kommt unserem Anliegen viel näher als das Konzept der Parochialgemeinde samt ihrer Wiederkehr in Gestalt des „Kooperationsraums“. Zugleich wollen wir auf den territorialen Aspekt nicht verzichten, fragen wir uns doch, ob angesichts einer zunehmenden Quartierfokussierung und Sozialraumorientierung der Parochialgemeinde eine neue (und doch alte!) Bedeutung in Christuszeugnis und -dienst zukommt.

Zum anderen stellt sich die Frage, wer denn zukünftig in erster Linie kirchliches Leben an durchaus heterotopen kirchlichen Orten oder Präsenzen „tragen“ soll, es stellt sich die Frage nach der Repräsentanz. Hier meinen wir, dass mündiges Christsein zukünftig eine größere Rolle spielen wird als bisher und wir gut daran täten, an Hauptamtliche gebundene kirchliche Lebensäußerungen eher zurückzufahren.

Der von Gernot Meier eingebrachte Begriff der Heterotopie kommt unserem Anliegen viel näher als das Konzept der Parochialgemeinde samt ihrer Wiederkehr in Gestalt des „Kooperationsraums“. Zugleich wollen wir auf den territorialen Aspekt nicht verzichten

Wo keine Kirche „von unten“ wächst, braucht sie auch nicht „von oben“ künstlich am Leben gehalten werden

Und da machen wir in unseren Kirchenbezirken die Erfahrung, dass „schriftbezogene und lebensnahe“ Gottesdienste nicht nur Menschen anziehen, sondern auch von Ehrenamtlichen engagiert mitgestaltet und mitverantwortet werden

Wo keine Kirche „von unten“ wächst, braucht sie auch nicht „von oben“ künstlich am Leben gehalten werden. Um es mit Worten des katholischen Pastoraltheologen Paul Zulehner zu sagen: Es gilt nach Leuten Ausschau zu halten, „die

dem Evangelium Platz machen in ihrem Leben, die es durchleuchten lassen und in Aktivität umsetzen! Es geht darum, sie zu gewinnen und zu vernetzen. Und an welchen Orten Sie diese Gemeinschaften finden – sei es in herkömmlichen Kirchengemeinden oder nicht – das ist zweitrangig. Das wird vielfältige Formen annehmen, die wir heute noch nicht so genau kennen. Das kann man nicht von oben durchplanen und auferlegen.“¹

„Von oben“ – und wir schreiben hier ja aus kirchenleitender Perspektive – kann man nur beobachten, was von unten wächst oder eben nicht wächst – und dann das fördern, was wächst. Und da machen wir in unseren Kirchenbezirken die Erfahrung, dass „schriftbezogene und lebensnahe“ Gottesdienste nicht nur Menschen anziehen, sondern auch von Ehrenamtlichen engagiert mitgestaltet

und mitverantwortet werden. Das korreliert mit den Ergebnissen der Stuttgarter Gottesdienst- und Gemeindestudie. Uns aufgrund der Anführung dieser Beobachtungen vorzuwerfen, wir meinten zu wissen, wie es geht („Leute, so geht es!“), und erhöhen diese in der Tat an bestimmte Kontexte gebundenen Beobachtungen (die freilich national und international mit vielen ähnlichen Beobachtungen korrelieren)² in normativen Rang, ist diesmal

aus unserer Sicht methodisch unzulässig. Denn erstens war es ja nicht das Ziel unseres Beitrags, die einzig wahre Möglichkeit der Kirchenentwicklung aufzuzeigen, sondern der scheinbaren Alternativlosigkeit des eingeschlagenen Weges mit einer alternativen Perspektive zu widersprechen. Zum anderen folgt aus der Beobachtung „erfolgreicher“ Gemeinden in bestimmten Kontexten schlicht und ergreifend die Förderung solcher Gemeinden in solchen Kontexten, und nichts weiter.

Kirchliche Präsenzen, Aktivitäten und „Angebote“ sind aus unserer Sicht daraufhin zu befragen, ob sie am Tropf Hauptamtlicher hängen, oder aber von geistlichen Gemeinschaften getragen werden. Von hier können echte Innovationen kommen z. B. im Bereich der Beerdigungen, die in der Antike selbstverständlich nicht die Sache besoldeter Kirchenbeamter, sondern eben der ganzen Gemeinde waren. Oder

Kirchliche Präsenzen, Aktivitäten und „Angebote“ sind aus unserer Sicht daraufhin zu befragen, ob sie am Tropf Hauptamtlicher hängen, oder aber von geistlichen Gemeinschaften getragen werden

Gerade die Engagierten, Gestalterinnen und Gestalter sind es wert, im Sinne eines empowerments begleitet und gefördert zu werden

im Bereich des diakonischen Handelns, das wieder sehr viel mehr in die Verantwortung der Einzelnen gelegt werden muss. Alles, was hier von leitender Seite geschehen kann, ist: beobachten, fördern, Freiräume schaffen. Gerade die Engagierten, Gestalterinnen und Gestalter

sind es wert, im Sinne eines empowerments begleitet und gefördert zu werden.

Die Entwicklung zu einem mündigen Christentum zeich-

net sich in der 5. Mitgliedschaftsstudie der EKD ab, wonach bekanntlich einerseits das Desinteresse steigt und insbesondere die Zahl von Menschen mit mittlerer Verbundenheit zur Kirche sinkt, während andererseits die Gruppe Engagierter und Hochverbundener mindestens stabil ist bzw. sogar leicht steigt. Zunehmend wird man also auch in Deutschland we-

niger nach der (passiv konnotierten) Kirchenmitgliedschaft fragen, sondern analog zum amerikanischen „which church do you attend?“ nach der aktiven Teil-

nahme. Dass dies international eher die Regel ist, haben wir in unserem Text zwar nicht belegt – die Tatsache, dass wir es nicht belegt haben, ist aber kein Beleg dafür, dass es falsch ist. Erinnerung sei an die beim Zukunftstag berichtete Erfahrung unserer Landesbischöfin aus Taiwan, wo ja auch ganz selbstverständlich die Zahl der Gemeindeglieder mit der Zahl der praktizierenden Gemeindeglieder gleich-

gesetzt wurde, und diese Praxis korreliert mit der Praxis in unzähligen Kontexten.

Warum „Freikirche“ in organisatorischer (nicht in der hierzulande mit dem Begriff verbundenen theologischen) Hinsicht kein Paradigma sein sollte, erschließt sich uns nicht, wenn „Frei-

kirche“ schlicht bedeutet, dass Kirche von unten organisiert und unabhängig vom Staat ist. Eine solche Organisation von unten ist auch unserer Kirchenverfassung eingeschrieben. In dieser Situation gilt

es, nicht unsere gemeindeübergreifende Organisation aufzugeben, sondern sie umzugestalten in ein dienendes, serviceorientiertes Netzwerk, das wachsam sieht und fördert und begleitet, was wächst und sich zugleich vom Dogma der Allzuständigkeit verabschiedet.

■ Christoph Glimpel, Neulingen,
und Martin Reppenhagen, Ettlingen

Warum „Freikirche“ in organisatorischer (nicht in der hierzulande mit dem Begriff verbundenen theologischen) Hinsicht kein Paradigma sein sollte, erschließt sich uns nicht, wenn „Freikirche“ schlicht bedeutet, dass Kirche von unten organisiert und unabhängig vom Staat ist. Eine solche Organisation von unten ist auch unserer Kirchenverfassung eingeschrieben

1 <https://www.evangelisch.de/inhalte/86871/22-07-2013/zulehner-die-zeit-der-volkskirche-ist-vorbei>, aufgerufen am 15.3.2023.

2 Es sei nur darauf verwiesen, dass wir die Studien von Grace Davie zu den Unterschieden zwischen religiöser Praxis in den USA („participation“) und in Europa („vicarious faith“: wenige praktizieren, aber viele finden es gut) kennen. Gleichfalls haben wir auch gelesen, was der Lausanner Religionssoziologe Jörg Stolz zu den paradigmatischen Veränderungsprozessen von den religiösen Institutionen hinzu kleineren Gebilden in der Schweiz geschrieben hat. Wir können uns sehr gut vorstellen, dass diese Szenarien auch auf deutsche Kontexte anwendbar sind und Davies Beobachtungen für Europa gewiss für die Vergangenheit galten, aber damit nicht notwendigerweise für die Zukunft.

Gedanken zum Strategieprozess: Kirche in Bewegung hin zum Jahr 2032

Schiefe Ebene trotz „Wachsen gegen den Trend“ und „Kirche bei Gelegenheit“

Während meiner ganzen Dienstzeit und auch danach ging es zahlenmäßig tendenziell in eine Richtung, nämlich bergab. Es gibt zwar immer noch Festgottesdienste und fröhliche Landesposaunentreffen. Leuchtturmprojekte wurden und werden gestartet, wie Gottesdienste für Menschen und Tiere in den 1990er Jahren. Aber sie verlieren auch wieder schnell ihre Strahlkraft.

Die Qualität des Konfirmandenunterrichts hat sich kontinuierlich verbessert. Doch zum Konfirmandenunterricht melden sich pro Jahrgang immer weniger an.

Die aktiven Kolleginnen und Kollegen stehen am Sonntagmorgen im Wettbewerb mit vielen Anbietern vom Marathon bis zum Sonntagsgottesdienst im ZDF. Sie stehen bei der Gestaltung der Lebensübergänge, bei Trauungen und Bestattungen im Wettbewerb mit Hochzeitsplanern und freien Rednern, und sie verlieren Marktanteile.

All die vielen verdienstvollen Anstrengungen lösen kein „Wachsen gegen den Trend“ aus. In allen Bereichen gibt es die kaum wahrnehmbaren Tendenzen zum Verlust von Bedeutung. Der Männerverein hat sich aufgelöst und von der tatkräftigen Gruppe der „Jungen Mütter“ leben nur

All die vielen verdienstvollen Anstrengungen lösen kein „Wachsen gegen den Trend“ aus. In allen Bereichen gibt es die kaum wahrnehmbaren Tendenzen zum Verlust von Bedeutung

noch einige wenige alte Frauen. Dieses leichte „immer weniger“ wird wahrgenommen. Dieser latente Schwund erscheint eher wie eine chronische Erkrankung. Er wird schmerzlich wahrgenommen, aber man hat sich arrangiert. Es tut nicht so weh, dass es wirklich schmerzt.

Das hergebrachte Gemeindemodell mit den vielen dauerhaften Gruppen und Kreisen scheint gegen ein Ende zu kommen. Hinzu kommt, dass die „Kirche bei Gelegenheit“, von der Krankenhaus-Seelsorge bis hin zur Akademie-Arbeit kontinuierlich ausgedünnt wird. Dieses Gemeindemodell scheint keine Zukunft mehr zu haben.

Ohne schmerzhaften Abschied gibt es keinen gelingenden Neuanfang

Das „Differenzierungsmodell“ (Dt. Pfarrrerinnen- und Pfarrerblatt 1/2023, S. 8) hat sich in über 150 Jahren erfolgreich entfaltet. Aber es ist kontinuierlich teuer geworden und wird im bisherigen Umfang in Kürze nicht mehr zu finanzieren sein. Wenn Abschied genommen werden muss, dürfen Tränen fließen. Aber es gibt eine verbreitete Tendenz, den Abschiedsschmerz nicht spüren zu wollen. Die ganze Evangelische Kirche und nicht nur einige Gemeinden erleben jedoch eine schleichende und tiefgreifende Veränderung.

Der Wechsel vom aktiven Dienst in den Ruhestand erscheint hier als Bild zutreffend. Da ist ein großes Pfarrhaus mit Garten zu verlassen, und man zieht in eine kleine Etagenwohnung. Im Pfarrhaus gingen die Kinder nach und nach aus dem Haus. In deren Zimmer wurden die Heizkörper auf Frostwächter gestellt. Und wenn sie ab und zu mal allein oder mit den Enkeln wieder kamen, war es fast so wie früher. Dann war schnell vergessen, wie mühsam es wurde, das große Haus in Ordnung zu halten.

Das Pfarrhaus mit dem großen Garten ist ein Auslaufmodell.

Der Umzug in eine kleinere Wohnung bedeutet das Ende eines Lebensabschnitts. Das ist ein schmerzhafter Prozess, was gerne geleugnet wird. Die kleinere Wohnung gibt einen äußeren Rahmen vor, das sind drei Zimmer, Küche, Bad. Entschieden werden kann nur, ob bodengleiche Dusche statt Badewanne oder zwei Schlafzimmer statt Wohnzimmer. Da ist kein Platz mehr für die Pfarrbibliothek. Deshalb fliegen in der Selbstwahrnehmung nur ein paar Bücher in den Container, die ohnehin niemand mehr lesen will. Und um das Jugendbett, das im

Aber es gibt eine verbreitete Tendenz, den Abschiedsschmerz nicht spüren zu wollen. Die ganze Evangelische Kirche und nicht nur einige Gemeinden erleben jedoch eine schleichende und tiefgreifende Veränderung. Der Wechsel vom aktiven Dienst in den Ruhestand erscheint hier als Bild zutreffend

Sperrmüll landet, ist es nicht schade. Auf unsere Kirche und ihre Zukunft bezogen heißt das: Die Halbierung der Mitgliederzahlen mit den entsprechenden finanziellen Einbußen ist der Rahmen. Und wie beim Umzug gibt es die Tendenz, vom Bisherigen möglichst viel ins Neue mitnehmen zu wollen. Dann heißt es: Noch kommen am Sonntagmorgen mehr Menschen in die Gottesdienste als samstags in die Fußballstadien. Nur: Die Stadien sind oft voll und die Kirchenbänke nur spärlich besetzt.

Das gehört zum Trauerprozess, von Liebgewordenem muss bewusst Abschied genommen werden. Das ist schmerzhaft und nicht nur „halb so schlimm“. Abschied und Trauer braucht Zeit und Raum.

Die Gegenwart von der Zukunft her gestalten

Unsere Landeskirche hat mit dem Jahr 2032 ein Datum vorgegeben und ange-regt, die Blickrichtung zu verändern. Die Setzung dieses Datums legt nahe zu überlegen, was in gut zehn Jahren sein könnte. Da geht es nicht um Wachstum. Da geht es um Entwicklung. Und da geht es zuerst um die Inhalte. Da geht es, um das, was für die Gemeindeglieder hilfreich ist, was sie tröstet, sie aufmuntert,

Auf unsere Kirche und ihre Zukunft bezogen heißt das: Die Halbierung der Mitgliederzahlen mit den entsprechenden finanziellen Einbußen ist der Rahmen. Und wie beim Umzug gibt es die Tendenz, vom Bisherigen möglichst viel ins Neue mitnehmen zu wollen

was ihnen guttut. Für die Entwicklung einer solchen Vision eignet sich das von Martin Bucer entwickelte Kirchenmodell mit den vier Säulen, Verkündigung, Lehre, Verwaltung und Seelsorge.

1. Verkündigung des Evangeliums

Was in der Reformationszeit die Flugblätter waren, ist jetzt das Internet. Die Botschaft muss in der Volkssprache griffig formuliert werden. Damals war das Medium das Flugblatt. Auch 2032 wollen und sollen nicht nur Kinder und Jugendliche etwas von und über Jesus erfahren.

Für die Entwicklung einer solchen Vision eignet sich das von Martin Bucer entwickelte Kirchenmodell mit den vier Säulen, Verkündigung, Lehre, Verwaltung und Seelsorge

2. Lehre und Forschung

In Windeseile verbreitete sich die reformatorische Grundidee „Allein durch den Glauben“ über ganz Europa. Schulen wurden gegründet. Alle, auch Mädchen, sollten lesen und dazu noch rechnen können. Aber auch Alexa & Co wollen professionell gefüttert werden und KI spuckt nur aus, was vorher hinein gefüttert wurde.

Das Reich Gottes ist im Werden, aber es kommt nicht von allein. Hilfreich erscheint mir, die alte Frage neu zu stellen: Jesus, was willst du, was ich tun und sagen oder auch besser lassen soll?

3. Verwaltung und Bewirtschaftung

Alte Gebäude haben ihren Charme, aber auch ihre Baulast, darum müssen sie darauf überprüft werden, ob und für was sie benötigt werden. Die Ressourcen sind endlich und Papier ist geduldig. Die Verwaltung muss auf gesellschaftliche

Veränderungen reagieren und die Entwicklung aktiv mitgestalten.

4. Seelsorge und Betreuung in Notlagen

Tröstender Beistand, aufmunternder Zuspruch und verlässliche Unterstützung in Notlagen sind Proprium der reformatorischen Tradition. Die Verkündigung des Evangeliums wird glaubwürdig, wenn die frohe Botschaft für möglichst viele Menschen am eigenen Leib erfahrbar ist.

Das Reich Gottes ist im Werden

Das Reich Gottes ist im Werden, aber es kommt nicht von allein. Hilfreich erscheint mir, die alte Frage neu zu stellen: Jesus, was willst du, was ich tun und sagen oder auch besser lassen soll?

Ein Blick zurück ist dabei hilfreich, aber die Zeiten ändern sich und wir ändern uns in ihr. Und so fragt ein vierzehnjähriger Mensch, was früher so nicht gefragt wurde: Bin ich eher feminin oder bin ich doch

eher maskulin? Eine hilfreiche Antwort ist von der kommenden Gottesherrschaft her zu denken.

In diesem Sinne empfehle ich, das reformatorische Kirchenmodell mit den vier Säulen in Blick auf das Werden des Reiches Gottes fortzuschreiben und mit Leben zu erfüllen.

■ Wolfgang Burkhardt, Oftersheim

50. Geburtstag der Leuenberger Konkordie

■ Hans Bornkamm, Pfarrer in Ruhestand und ehemaliger Dekan in Lahr, nimmt das Hauptthema unseres vorletzten badischen Pfarrvereinsblattes auf und erinnert daran, dass Vertreter unsere Kirche an den Lehrgesprächen und auch an der Leuenberger Konkordie beteiligt waren.

Wenn im Pfarrvereinsblatt von Prof. Dr. Johannes Ehmann des 50. Geburtstags der Leuenberger Konkordie gedacht wird, dann sollte auch daran erinnert werden, dass Kollegen als Vertreter unserer Kirche an den Lehrgesprächen und damit an der Entfaltung und Vertiefung der Inhalte der Konkordie beteiligt waren.

Pfr. Dr. Bek war damals von Anfang an dabei, und ich habe neben den Vertretern der beiden Kirchen aus dem Elsass an den Beratungen unter der Leitung von Bischof Hanselmann aus München daran teilgenommen. Aus politischen Gründen mussten damals die Tagungen auf neutralem Boden in Österreich stattfinden, denn viele Teilnehmer kamen aus den Ländern des Ostblocks. Neben den theologischen Beratungen über die Taufe, das Abendmahl und das christliche Zeugnis von der Freiheit, deren Ergebnisse längst veröffentlicht sind, gab es bewegende Gespräche über den kirchlichen Alltag in den Ländern der Teilnehmer.

Es kann nicht hoch genug eingeschätzt werden, dass die Brüder aus den ver-

schiedenen Kirchen – Schwestern waren damals noch nicht offizielle Teilnehmerinnen – hier ein Forum hatten, um über das Leben in ihren Kirchen frei zu berichten.

Wer von uns aus dem Westen wusste etwas von einer „schlesischen Kirche augsburgischen Bekenntnisses in Tschechien“ mit einem eigenen Bischof? Und wer hat erfahren, dass aus der Zusammenarbeit der verschiedenen Kirchen das „Gesangbuch der Gemeinschaft der Evangelischen Kirchen in Europa“ im Strube Verlag im Jahr 2006 erschienen ist?

Auf diesen Tagungen wurde Kirchengemeinschaft erlebt und erfahren. Auf diesen Tagungen wurde Kirchengemeinschaft erlebt und erfahren. Es war berührend, wenn Teilnehmer aus lutherischen und reformierten Kirchen – besonders aus dem aus Ostblock – auf Grund der Konkordie sich gegenseitig das Abendmahl reichten.

1994 haben wir als Vertreter unserer Kirche an der 4. Vollversammlung der Leuenberger Konkordie „Wachsende Gemeinschaft in Zeugnis und Dienst in den reformatorischen Kirchen in Europa“ in Budapest teilgenommen.

Als Dr. Bek 1994 aus Altersgründen aus der Arbeit ausschied, trat Frau Dekanin Doris Fuchs an seine Stelle. Zu der Jubiläumsveranstaltung „25 Jahre Kirchengemeinschaft in Europa“ 1998 in Straßburg wurde ich als Vertreter unserer Kirche entsandt. Nach meiner Zurruhe-

Auf diesen Tagungen wurde Kirchengemeinschaft erlebt und erfahren

Auf diesen Tagungen wurde Kirchengemeinschaft erlebt und erfahren.

setzung im Jahr 2002 hat dann nur noch Frau Dekanin Fuchs an den Lehrgesprächen teilnehmen können. Vieles in dem zusammengewachsenen Europa ist heute möglich, was damals noch undenkbar erschien.

Ist die Leuenberger Konkordie nur noch eine Selbstverständlichkeit? Sie muss angesichts der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen immer neu erfahren und gelebt werden. Ich bin dankbar, dass die Kirche mir die Teilnahme an dieser Arbeit ermöglicht hat.

■ Hans Bornkamm, Lahr

Corrigenda

Auf Seite 67 unserer vorletzten Badischen Pfarrvereinsblätter (2-3/2023) ist uns leider ein folgenschwerer Fehler unterlaufen. Aus unerfindlichen Gründen ist im Artikel von Pfr. Dr. Gollnau aus einem Punkt ein Fragezeichen geworden und hat den Sinn des entsprechenden Satzes verzerrt.

Richtig müsste es heißen:

„Doch hat es auch mit pastoraler Selbstbegrenzung zu tun, Menschen nicht „erziehen“ zu wollen. *Wenn ich wahrnehme, dass zentrale Gottesdienste für mehrere Stadtteile manchmal nahezu auf keine Resonanz aus den anderen Stadtteilen stoßen, soll ich sie nicht preisgeben.* Aber die Antwort „die Menschen müssen das halt irgendwann begreifen!“ erscheint ebenso wenig zukunftsweisend.“

Reisen ins Ausland

Bei Reisen ins Ausland empfehlen wir unseren Mitgliedern den Abschluss einer Auslandsreise-Krankenversicherung. Die Beihilfe gilt zwar weltweit, jedoch werden im Ausland entstehende Kosten nur in der Höhe erstattet, in der sie auch in Deutschland angefallen wären. Außerdem sind auch medizinisch notwendige Rücktransporte nicht beihilfefähig und sollten deshalb über eine Auslandsreise-Krankenversicherung abgedeckt werden. Dabei ist zu unterscheiden zwischen fest und variabel terminierten Versicherungen.

Variabel terminierte Auslandsreise-Krankenversicherungen sind flexibler, gelten aber insgesamt nur für eine vereinbarte Anzahl von Tagen pro Jahr. Diese Lösung ist praktischer als die Vereinbarung von Festterminen und kostet nur geringfügig mehr. Bitte beachten Sie als Zweck den Urlaubscharakter dieser Krankenversicherungen. Dienstliche Anlässe oder länger dauernde Aufenthalte im Ausland sind evtl. anderweitig abzudecken. Dies sollten Sie im Einzelnen vorab mit Ihrem Arbeitgeber klären.

Eine Auslandsreise-Krankenversicherung ist zu günstigen Tarifen z.B. beim Versicherer im Raum der Kirchen (Bruderhilfe-Pax-Familienfürsorge) möglich. Auskunft erteilt das VRK-Regionalbüro in Landau, Tel. 06341/9393-69.

Dort können Sie auch über Krankenversicherung bei längerem Auslandsaufenthalt wegen Studium, Schüleraustausch o. ä. beraten werden.

Datenänderungen

Damit die Kommunikation zwischen der Geschäftsstelle des Pfarrvereins und seinen Mitgliedern reibungslos funktioniert, sind wir darauf angewiesen, dass Sie uns Änderungen von Adressen, Telefonnummern und Bankverbindungen mitteilen. Dies gilt auch für Eheschließung, Scheidung, die Geburt eines Kindes oder auch beim Eintreten eines Sterbefalles. Der Pfarrverein verständigt bei Adressänderungen auch die Versandstelle des Deutschen Pfarrerverblattes.

Für den **Badischen Pfarrkalender** ist es erforderlich, dass wir über Ihre Dienststellen-Änderungen informiert werden, um auch hier aktuelle Daten präsent zu haben.

Zur **Festsetzung des Beitragseinzugs** ist es wichtig, dass Sie uns jede Kopie Ihrer Bezüge/Abrechnung übersenden, faxen oder mailen, wenn Sie nicht oder nicht nur über den EOK oder die Ruhegehaltskasse in Darmstadt besoldet werden.

Melden Sie uns bitte stets die **Berufstätigkeit Ihrer Ehepartnerin/Ihres Ehepartners**, damit wir die Beiträge festsetzen können, wenn sie/er Beihilfe erhält (20.000-Euro-Regelung, siehe KVBW- bzw. LBV-Formular!) und in der Krankenhilfe des Pfarrvereins berücksichtigt werden soll.

Bei Fragen zur Berücksichtigung von Angehörigen setzen Sie sich bitte zunächst mit Ihrer Beihilfestelle in Verbindung.

Beitrag

Auch in diesem Jahr gebe ich wieder den Hinweis für alle PfarrerrInnen, die das 55. Lebensjahr erreicht haben oder in diesem Jahr noch erreichen: Nach § 4 Abs. 2 der Rechtsverordnung Urlaubsordnung¹ können auf Antrag vom Evangelischen Oberkirchenrat pro Kalenderjahr **drei Tage Dienstbefreiung für eine Maßnahme der Rekreation bzw. Salutogenese** bewilligt werden. Diese Tage sind nicht auf das Folgejahr übertragbar; sie dürfen mit maximal vier Tagen Erholungsurlaub kombiniert werden. Die Interpretation dessen, was der EOK unter einer Maßnahme versteht, ist großzügig; das Personalreferat hat hierzu geschrieben: „Alle, die sich für Salutogenese interessieren, wissen (eigentlich), was ihnen zum Erhalt und zur Förderung ihrer Gesundheit guttut. Eine Überprüfung der Maßnahmen durch den EOK findet nicht (..) statt.“²

Für all die, denen ein Orientierungsgespräch mit ihrem (Schul-)Dekan oder ihrer (Schul-)Dekanin bevorsteht, steht nun zur Vorbereitung wieder der **Leitfaden Orientierungsgespräch** zur Verfügung.³ Die PfarrerrInnen im Schuldienst werden dankbar registrieren, dass die zwischenzeitlich eingefügte Passage, nach der SchuldekanInnen die KollegInnen im Schuldienst auf Dienste in der Gemeinde ansprechen sollten, in der aktualisierten Fassung nicht mehr zu finden ist.

■ Volker Matthaei,
Vorsitzender der Pfarrvertretung,
Stutensee

1 www.kirchenrecht-baden.de/document/4289

2 PfvBI 6/2020, S.255

3 „Leitfaden Orientierungsgespräch“ in Suchfunktion der Ekiba-Homepage eingeben

Hartmut Rosa

Demokratie braucht Religion

Kösel Verlag München 2022, 75 Seiten

Gar nicht so ungern hat's der Mensch, wenn ihm jemand nach dem Munde redet. Und ein wenig ist das zu fürchten, wenn Hartmut Rosa notiert: „Und was ich jetzt eigentlich machen will, ist, Sie davon zu überzeugen – und zwar nicht als irgendwie religiöser Mensch, sondern als Soziologe: Ja doch, Kirche hat eine ... verdammt wichtige ... Rolle in dieser Gesellschaft zu spielen.“ (26) Wer wird es nicht gerne gehört haben in diesem Vortrag – bei einem Diözesanempfang in Würzburg (2022). Wer sich da schon zufrieden zurückgelehnt hat (immerhin redet Rosa durchaus gegen den Trend, gegen den Abgesang der öffentlichen Relevanz der Kirchen), die und der hat wohl nicht ganz aufmerksam gelauscht.

Zunächst: Im ganzen Referat unterscheidet Hartmut Rosa – sozusagen in liberal-theologischer Manier – nicht zwischen Religion und Kirche(n); was er anzumerken hat, wird sich also nicht einfach eins zu eins in den real existierenden Kirchen finden lassen. Selbstbetrachtung, Selbstkritik ist gefragt.

Dann: Rosa schaut die Kirchen durch seine soziologische Brille an und bedenkt sie mit seinem Instrumentarium, mit den Begriffen, die seine soziologische Einsicht von der „Resonanz“ (der

„Weltbeziehung“ von Menschen und – hier – Institutionen) erläutern. *Resonanz* hat für ihn „vier bestimmende Elemente“ (58-64): die *Affizierung* („etwas ruft mich an“, „das Hören eines dezidiert Anderen“), *Selbstwirksamkeit* („Ich kann mit ... der Stimme, die mich da erreicht, ... etwas machen“), *Transformation* („Ich fange an, die Welt anders zu sehen oder anders zu denken“), *Unverfügbarkeit* („... dass ich diesen Moment nicht erzwingen kann.“). Am kirchlichen Sprachgebrauch geschulte Zuhörer*innen fühlen sich wohl verstanden: angerufen werden, zur Nachfolge aufgefordert sein, Umkehr zu üben, und dies alles als Gabe des Geistes, nicht zu unserer Verfügung, das kennen wir.

Hartmut Rosa bestätigt das gerne: „Meine heute zu vertretende These lautet, dass es insbesondere die Kirchen sind, die über Narrationen, über ein kognitives Reservoir verfügen, über Riten und Praktiken, über Räume, in denen ein hörendes Herz eingeübt und vielleicht auch erfahren werden kann“ (55). Das ist viel Lob und Zutrauen. Doch an keiner Stelle sagt Rosa, dass die Kirche(n) diesen Möglichkeiten, die ihnen innewohnen, auch real entsprechen. Er überlässt es seinem kirchlichen Publikum, sich dahingehend zu prüfen und zu fragen, ob die Kirche(n) tatsächlich das Ihre tun, um diesem Auftrag Genüge zu tun. Klar ist, dass „die heutige Gesellschaft noch der Kirche oder der Religion bedarf“ (75)! „Noch“! Es bedarf einer wahrhaftigen – vielleicht auch schonungslosen – Selbstbesinnung, was das Demokratische in den Strukturen von Kirche angeht und



was ihren Beitrag zur Demokratie in der Gesellschaft anlangt.

Die Aufgabe ist ernst: „Religion hat die Kraft, sie hat ein Ideenreservoir und ein rituelles Arsenal ..., die einen Sinn dafür öffnen, was es heißt, sich anrufen zu lassen, sich transformieren zu lassen, in Resonanz zu stehen. / Wenn die Gesellschaft *das* verliert, wenn sie *diese* Form der Beziehungsmöglichkeit verliert, dann ist sie endgültig erledigt.“ (74)

■ Thomas Weiß, Karlsruhe

Navid Kermani

Jeder soll von da,
wo er ist,
einen Schritt näher
kommen.
Fragen nach Gott.

Hanser Verlag, 240 Seiten

„Gottes ist der Orient, Gottes ist der Okzident. Wohin ihr euch auch wendet, dort findet ihr Gottes Antlitz. Sure 2,115“ So weltoffen und einladend schreibt der in Köln lebende Schriftsteller, Bestsellerautor und habilitierte Orientalist Navid Kermani in seinem neuen Buch über die Suche nach Gott und seine Liebe zum Islam. Schon in der dritten Woche nach Erscheinen steht es an der Spitze der Spiegel-Bestsellerliste. Liegt es an seiner Bekanntheit als Autor und Journalist? An seiner authentischen Haltung seiner Religion gegenüber? Daran, wie er Religion beschreibt? Nämlich: Sie ist nicht ausgrenzend anderen Glaubensüberzeugungen gegenüber. Sie verschließt nicht die Augen vor den Zweifeln und Fragen der modernen Welt. Sie verschweigt nicht die dunklen Seiten eines Gottes, den wir oft nicht verstehen.

„Als er im Krankenhaus lag, sollte ich Opa versprechen, dich den Islam zu lehren, wenn er nicht mehr da ist, unseren Islam, den Islam, mit dem ich aufgewachsen bin.“ Mit diesem Einblick in seine persönlichen Beweggründe, dieses Buch zu schreiben,

beginnt das Gespräch, das der Autor allabendlich mit seiner zwölfjährigen Tochter führt. Dieses Gespräch nimmt uns mit auf eine Reise, eine Reise zum Islam des Alten Orient, zu den Sufis und deren Mystik, zum Islam seiner Eltern, die in den fünfziger Jahren aus dem Iran nach Deutschland einwanderten. Verständlich sprechen die angeführten Suren zu einem, und man entdeckt mit Leichtigkeit die Poesie des Koran. Menschlich spricht Kermani über seine Religion. Die Barmherzigkeit Gottes klingt immer wieder an, auch wenn er auf Fragen der Gegenwart, die Quantenphysik, den Krieg in der Ukraine, Gewalt im Islam und die Zweifel des modernen Menschen am Glauben eingeht. Während er danach sucht, als Vater überzeugende Antworten für seine jugendliche Tochter zu finden, für die es noch viele offene Fragen gibt, entfaltet er sein Wissen über den Islam und Religion überhaupt. Er stellt Verbindungen her zwischen Islam und Christentum, Koran und Bibel, aber auch zu anderen Religionen und deren Traditionen. Dabei beschreibt er auf anschauliche Weise deren Gemeinsamkeiten, weist aber auch deutlich auf bestehende Unterschiede hin. Manche Passagen sind leicht und eingängig zu lesen, andere wieder erfordern mehr intellektuelles Verständnis. Ehrlich schreibt er, wenn er erzählt, dass er sich manchmal schämt, Muslim zu sein. Überzeugend, wenn er erklärt, warum er dennoch Muslim ist.

In vielen seiner Fragen erkenne ich meine eigenen Fragen wieder, meine Fragen als Theologin, als Religionslehrerin, als Mutter und als gläubige Christin. Und wie viele Themen, die er anspricht, sind ge-



nau die, über die meine SchülerInnen und Schüler und ich im Religionsunterricht diskutieren. Nicht wenige der Antworten, die der Autor gibt, könnte ich ganz ähnlich für meinen Unterricht übernehmen.

Die Sprache des Buches ist poetisch, einfühlsam und warmherzig und lässt einen großzügigen Gott erahnen, wenn der Verfasser zum Beispiel schreibt: „Hier entsteht Religion: Sie ist eine Beziehung zwischen dem Endlichen, was wir sind, und dem Unendlichen, was auch Gott genannt wird.“ Es stellt sich die Frage, ob dieses Buch einen Prozess andeutet, der schon begonnen hat und sich weiterentwickeln wird, in dem christlicher und islamischer Glaube näher zusammenrücken, wie der Titel schon andeutet. Oder vielleicht sogar eine Vision voranbringt von einer Welt, in der wir andere Religionen nicht nur tolerieren, sondern zu einem wirklichen Miteinander finden. So wie ich beim Lesen nicht nur einen begabten Schriftsteller und einen gläubigen Muslim, sondern auch einen Gesprächspartner in theologischen Fragen und einen Glaubensbruder entdeckt habe. Ich jedenfalls habe das Buch von Navid Kermani mit Begeisterung gelesen und empfinde es als Inspiration für meinen eigenen Glauben.

■ Ruth Schuh, Mannheim

Hans-Erich Loos

* 28.10.1946 † 03.01.2023

Kurz vor seinem Tod habe ich Hans-Erich Loos gefragt, ob er nach den Erfahrungen der letzten Monate noch einmal Klinikpfarrer werden wolle. „Ja“, hat er gesagt.

Neun Monate hatte er bis dahin versucht, dem Tod noch einmal zu entkommen.

Lange Krankenhausaufenthalte gehörten zu seinen prägendsten Kindheitserinnerung. Leben war für ihn die Zeit in der es uns gelingt, den Tod in allen seinen Formen zu vertreiben.

Fast so als hätte der Tod das Spiel nun satt, zwang Hans-Erich die Diagnose Akute Myeloische Leukämie am 17. März 2022 zu einer Entscheidung. Wie wollte er es haben? Kurz oder in Raten?

In Raten. Das waren dann 6 Chemotherapien mit allem was dazugehört:

Knochenmarkpunktionen, Blutabnahmen, Bluttransfusionen, Infusionen, Klinikaufenthalte, Notaufnahmen, Fieber, Erbrechen, warten, warten, warten, Appetitlosigkeit, Medikamente, aufmunternde Sätze, leidende Zimmernachbarn, wechselnde Ärztinnen, Pfleger und was das Allerschlimmste war, das ungenießbare Klinikessen.

Hans-Erich Loos wollte immer Klinikpfarrer werden. Noch während der praktischen theologischen Ausbildung begann er das Medizinstudium und hat dieses 1983 mit einer Promotion in der Pharmakologie

und der Approbation abgeschlossen. Im gleichen Jahr wurde er Gemeindepfarrer in St. Leon-Rot.

Nach 18 Jahren im Gemeindepfarramt, der Gefängnisseelsorge und als Dekan gelang es ihm endlich Pfarrer an der Kopfklinik in Heidelberg zu werden.

Jesus hat nicht getröstet, er hat nach Überlieferung der biblischen Evangelien Kranke geheilt und Tote wieder ins Leben zurückgeholt. Wie war es erklärbar, so seine Frage, dass Kirche und Theologie in der Medizin nie eine ernsthafte Herausforderung an das eigene Handeln und Verstehen gesehen haben?

Krankenhäuser sind Orte an denen Krankheit und Sterben ernstgenommen werden.

Alle Beteiligten hier eint das Bemühen um ein von Schmerzen und Krankheiten befreites Leben.

Die von Hans-Erich Loos in Zusammenarbeit mit Werner Schneider-Quindeau, dem Vorsitzenden der Jury der Ev. Filmarbeit initiierten Klinikfilmtage eröffneten einen Raum für Gespräche über Krankheit, Schmerz, Sterben und Tod im Klinikalltag.

Die für ein Theologiestudium erforderlichen Sprachkenntnisse in Hebräisch,

Griechisch und Latein hat er an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal erworben. Von dort kam er nach Heidelberg mit der Überzeugung, dass Theologen eine gesellschaftliche Aufgabe haben. In dem von ehemaligen Wuppertaler Theologen gegründeten Sozialen Arbeitskreis, später dann

Sozialpolitischen Arbeitskreis hat er sich für die Belange von Familien in prekären Wohnverhältnissen in Heidelberg engagiert. Hier habe ich ihn kennengelernt.

Seine Überzeugung, dass Theologie immer aus der Perspektive der am Leben leidenden zu gewinnen ist, hat ihn nicht davon abgehalten Akkadisch und Syrisch zu lernen und seine Zeit in einer gewissen Distanz zum akademisch theologischen Betrieb zu verbringen. Die Arbeitsbedingungen im orientalistischen Seminar waren raucherfreundlicher.

Sowohl die Studentenbewegung als auch der Existentialismus, besonders Jean Paul Sartre haben ihn geprägt. Die Freiheit war sein Erkenntnis leitendes Interesse.

Gegenüber den verschiedenen beruflichen Verpflichtungen war er pragmatisch, in der Zusammenarbeit mit andern zuverlässig.

Sein kirchlicher Hintergrund war die reformierte Tradition am Niederrhein. In seinem Elternhaus in einer Bergarbeiter-siedlung in Duisburg gab es keine Denkverbote aber ein Bewusstsein für Ungerechtigkeit.

Die Frage der Vereinbarkeit von Familie und Beruf war in diesem Milieu keine theo-

logisch relevante Angelegenheit sondern eine Sache des Familieneinkommens.

Vermutlich war Hans-Erich Loos der ersten Pfarrmann in der badischen Landeskirche, der sowohl eine Pfarrerin zur Frau und zwei Kinder hatte.

Im Unterschied zu seiner Frau, wurde er allerdings bei seinen verschiedenen Bewerbungen nicht darauf angesprochen, wie er Familie und Beruf vereinbaren wolle.

Hans-Erich Loos gehört zu der Generation, die sich von der Veränderung hierarchischer Strukturen ein Mehr an Gerechtigkeit versprach. Seine Onkel waren gefallen, sein Vater verletzt aus dem Krieg zurückgekommen, der Ort aus dem seine Mutter kam, war kriegsbedingt unbewohnbar geworden. Das Gespräch über die Vergangenheit musste den alten gesellschaftlichen Strukturen abgerungen werden. Das galt auch für die Kirchen. Deren Schuldbekennnisse nach 1945 haben die kirchlichen Strukturen als Teil des Problems nicht in Frage gestellt.

„Warum nicht endlich etwas Neues ausprobieren?“

Bei der Einrichtung eines neuen Kirchenbezirks, in Hans-Erich Loosens Fall der Bezirk Wiesloch, lag eine Veränderung nahe. Sein Vorschlag war das Einmannedekanat zugunsten eines geschwisterlichen Leitungskreises aufzugeben. Die Idee dazu war bei einem Besuch in Neuruppin entstanden. Es war also ein Modell, das anderswo schon gelebt wurde. Neben den neuen Aufgaben für den Kir-

chenbezirk kostete ihn das Modell viel an Überzeugungsarbeit gegenüber der Kirchenleitung. Die alten Gewohnheiten waren dann letztlich stärker.

Dann selbst doch 1993 Einmanndekan im Kirchenbezirk Karlsruhe geworden, hat er das geschwisterliche Leitungsmodell in sich selbst organisierende Pfarrkonvente übertragen. Aus reformierter Tradition kommend, sein Vater war Presbyter, war diese Veränderung für ihn eine naheliegende Art Gemeinde und auch einen Kirchenbezirk zu leiten.

Die Kunsttradition, die Kunstszene, die Kirchen und das Zentrum für Kunst und Medien in Karlsruhe begriff Hans-Erich Loos als Orte, in denen er mitreden und mitgestalten wollte. In dem Projekt „KirchenTräume“, das er mitinitiierte, lag ihm daran Stein gewordene Glaubenstraditionen zum Sprechen zu bringen. Es waren Architekten gewesen, die in Zusammenarbeit mit den Gemeinden, Bauwerke hinterlassen haben die sie lange überlebten. Das gilt auch für die Karlsruher Kunsttradition und den Stadtplan, der ein irdisches Abbild der Sonne ist. Dass mit dem Zentrum für Kunst und Medien eine ehemalige Waffenfabrik 1997 eine neue Bedeutung bekam, entsprach seiner Lebenseinstellung, dem Tod soviel wie möglich aus den Händen nehmen. Das ZKM war ihm auch ein Ort für neue Ideen und Einsichten.

In seine Zeit als Gemeindepfarrer der evangelischen Gemeinde von St. Leon-Rot fiel die Verlegung des Gemeindemittelpunktes vom Ortsrand von Rot in den neuen Ortsmittelpunkt um das Veranstal-

tungszentrum am Harres. Gut zu sehen, wenn man auf der A 5 zwischen Walldorf und Bruchsal unterwegs ist. Die kleine evangelische Kirche im neuen Zentrum der beiden katholischen Gemeinden St. Leon und Rot entsprach seinem Leitsatz für die Gemeinde: „Klein aber fein“. Waren die wenigen Evangelischen im Ort eher zurückhaltend und als Zugezogene an ihrem Hochdeutsch zu erkennen, so wurden nun auch ihr Gemeindeleben, ihre Feste und Gottesdienste ein Anziehungspunkt.

Die Nähe zum SAP-Standort in Walldorf machte St. Leon-Rot für Neubürger attraktiv. Auch wenn für seine beiden Kinder, auch Neubürger das Leben hier sehr gewöhnungsbedürftig war, so hat der Schatten der SAP, in dem sie aufwuchsen, ihre Berufswahl nachhaltig geprägt.

Der Gemeindeaufbau war das Werk engagierter Gemeindeglieder gewesen, Hans-Erich Loos der erste Gemeindepfarrer. Neben ihrer Arbeit für die Gemeinde gingen alle unterschiedlichen Berufen nach. So war eine berufstätige Pfarrfrau nichts Bemerkenswertes.

Im Anschluss an den Gemeindegottesdienst fuhr Hans-Erich Loos zusammen mit dem Organisten, Herrn Hampel zum Gottesdienst in die Vollzugsanstalt Kislau. Damit auch möglichst viele der hier Einwohnenden gerne zum Gottesdienst kamen, trug er beim Gang über den Gefängnishof gut sichtbar eine Zigarrenkiste; damals noch nicht mit der Warnung vor den tödlichen Folgen versehen. Bibeln verteilte er im Wissen, dass deren dünnes Papier dieses dicke Buch nicht nur trans-

portabel hat werden lassen, sondern auch zum Drehen von Zigaretten geeignet war. Jesu Wort von der lebensfördernden Balance von Brot und Gottes Wort/Predigt, Leib und Seele, Vergnügen und Verstand hat er gerne beherzigt.

In St. Leon-Rot haben vor allem Frauen durch ihre Arbeit in der Zigarrenindustrie zum Familieneinkommen beigetragen, so auch die Nachbarin Frau Gottselig. Sie und seine Gemeindegemeindefürerin Frau Nagel haben ihn bei seinem Anteil an der Familienarbeit unterstützt und ihm, vertraut mit den katholischen Bräuchen der beiden Orte, mit Rat und Tat zur Seite gestanden

Vielleicht ist Zigarrenrauchen ein denkbarer Auslöser für Leukämie. Für Hans-Erich war die Herstellung und der Genuss von Zigarren und Zigarillos in gleicher Weise bedeutsam.

Die Leukämie hat ihm den Appetit auf Zigarren gründlich verdorben. So liegen sie nun ungeöffnet und ungeraucht neben den vielen angefangenen Medikamentenschachteln in seinem Schreibrack.

Im untersten Fach hat er die Straßenkarten aufbewahrt, ohne die er eine längere Autofahrt oder auch Flüge, wohin auch immer, nicht angetreten hat. Er kannte sich in der Welt aus. Er wußte, wie die Hauptstädte heißen und wo sie auf der Landkarte zu finden sind.

Fast jedes Buch und schöne Gegenstände, wie Blumenvasen oder Schmuck, Kunst und Kitsch konnten sein Interesse wecken. Wenn ihm ein Gedicht gefiel,

lernte er es auswendig. Seine Fähigkeit je nach Anlass geistreiche, auch freche Reden zu halten, verschafften ihm und damit seinem Berufsstand Respekt in Kreisen, die einer Sonntagspredigt wenig abgewinnen können.

Das meiste, was er zu tun hatte, fiel ihm nicht besonders schwer. Die jährliche Steuererklärung konnte ihm allerdings die gute Laune rauben.

Während seiner Besuche im Gefängnis ärgerte es ihn besonders, wenn das Aufsichtspersonal durch lautes Türe öffnen und schließen glaubte seine Macht demonstrieren zu müssen. „Muß das denn sein? Das geht doch auch leise.“

Wie Klinikseelsorge so ist auch Gefangeneenseelsorge gedacht als ein Dienst der Gemeinde an den Kranken und Gefangenen. Diese Sicht läßt den speziellen Ort außer Acht. Das Zusammenleben in Gefängnissen und auch Krankenhäusern ist Thema unzähliger Filme. Im Fernsehen gesendet, erscheinen die Bilder davon in den Wohnzimmern, wie von allem, wovor wir lieber die Augen verschließen würden.

In der Siedlung, in der Hans-Erich Loos aufwuchs, gehörte seine Familie zu den ersten, die einen Fernsehapparat im Wohnzimmer hatten. Zu den Erfahrungen der Straße kamen ab den 50er Jahren die Fernsehsendungen dazu. Kirche und Schule waren nicht mehr die exklusiven Orte für den relevanten Wissenserwerb und dessen Kommentierung. Tischtennispielen, Bibellektüre und Andacht hat nicht verhindert, dass sich die Themen

und die Weltsicht veränderten und sich der Begutachtung durch alte Autoritäten entzogen. Als begeisterter Fernsehschauber lag es Hans-Erich fern, vor den Gefahren des Medienkonsums zu warnen; beim 'Wort zum Sonntag' konnte er ungnädig über diese medienfremde Unterbrechung werden. Schon längst, war seine Meinung, wäre von Theologie und Kirche ein professioneller Umgang mit Film und Fernsehen nötig gewesen; kompetent mitgestalten, weniger lamentieren.

Es war seine Großmutter gewesen, die nach dem frühen Tod ihrer Söhne und ihres Mannes alles ihr Mögliche getan hat, um ihren ältesten Enkel geheilt aus dem Krankenhaus zurückzubekommen. Es war ihre Frömmigkeit und ihr selbstständiges Urteil, das für seine Berufswahl entscheidend war. Pfarrer hätte es nach ihrer Ansicht nicht sein müssen. Hauptsache du hast ein Auskommen, waren ihre Worte.

Zu ihrem Abschiedsritual gehörte immer der Satz: „Ich bete für dich.“ Diese Gewissheit ging für Hans-Erich aller Erkenntnis und allem Wissen voraus. Es befreite ihn und uns vor all zu vielen Sorgen um uns selbst.

Nach einer Sonntagspredigt wollte Hans-Erich von mir wissen, wie ich sie gefunden habe. Nach Zustimmung und Kritik meinerseits, sagte ich zum Abschluss eines solchen Gesprächs: „Ich war gespannt, wann du die Kurve nehmen würdest.“ Eine Predigt unterscheidet sich von anderen Reden durch den christologischen Bezug, wie es im Fachjargon heißt.

Rückblickend ist darin sein Programm ganz gut aufgehoben.

Hans-Erich Loos hat als Pfarrer und nicht als Arzt sein Geld verdient. Jesus war einer seiner großen Lehrer. Ihm wollte er in der Welt, nicht in der Kirche den Ort schaffen, an dem seine Lehren verstanden und Gestalt annehmen können.

Die wichtigste Lehre war ihm selbst, was Paulus zu Beginn des 5. Kapitels seines Briefs an eine Gemeinde in Galatien schreibt: „Für die Freiheit hat uns Christus freigemacht.“

„Für die Freiheit befreit“ ist ein großes Wort. Hans-Erich hat es verstanden, wie die Bitte Jesu im Vaterunser um das tägliche Brot. Das tägliche Brot ist die Voraussetzung von Freiheit. Wie das tägliche Brot, so auch die tägliche Freiheit. „Klein aber fein“. Oder: „Jetzt lasst ihr mich alle mal in Ruhe.“

Zu seinen Studienzeiten war es üblich, dass sich zukünftige Pfarrer in Konventen, Predigerseminaren und Tagungen in der Obhut kirchlicher Auftraggeber trafen. Zusammenleben in freien WGs galt als weniger berufsvorbereitend, ebenso wie bestimmte politische Positionen.

Schon die Frage woraufhin die einen die anderen bevormunden dürfen, konnte kritisch werden.

Für Hans-Erich Loos war die Theologie, wie auch die Medizin oder die Philosophie eine unter andern Fakultäten der Universität. Für ihn bestand der Sinn dieser Form der Ausbildung im offenen und engagierten Austausch mit anderen und in der Erarbeitung eines eigenen Standpunktes.

Einen größeren Freiraum für die jeweiligen Standpunkte hatte er sich in seiner Landeskirche gewünscht. Freiraum war für ihn nicht, ‚alles ist möglich‘, aber alles bedarf der Auseinandersetzung und Begründung.

Die akute Leukämie hat ihn sehr unbarmherzig von allem getrennt, was ihm wichtig gewesen war, die Lebenswege seiner Kinder und Enkel, sein Bruder und dessen Familie, seine Freunde, den Fußball, die Oldtimer, die Skatrunden, das Ruhrgebiet, die Kunst, die langen Spaziergänge, die GesprächeReisen....

„So ist Sterben und Tod.“

Die jungen Ärzte und Ärztinnen im Krankenhaus haben gesagt, wir beide hätten das gut gemacht mit Sterben und Tod. Um das gut zu machen, hatten wir beide eine Ausbildung.

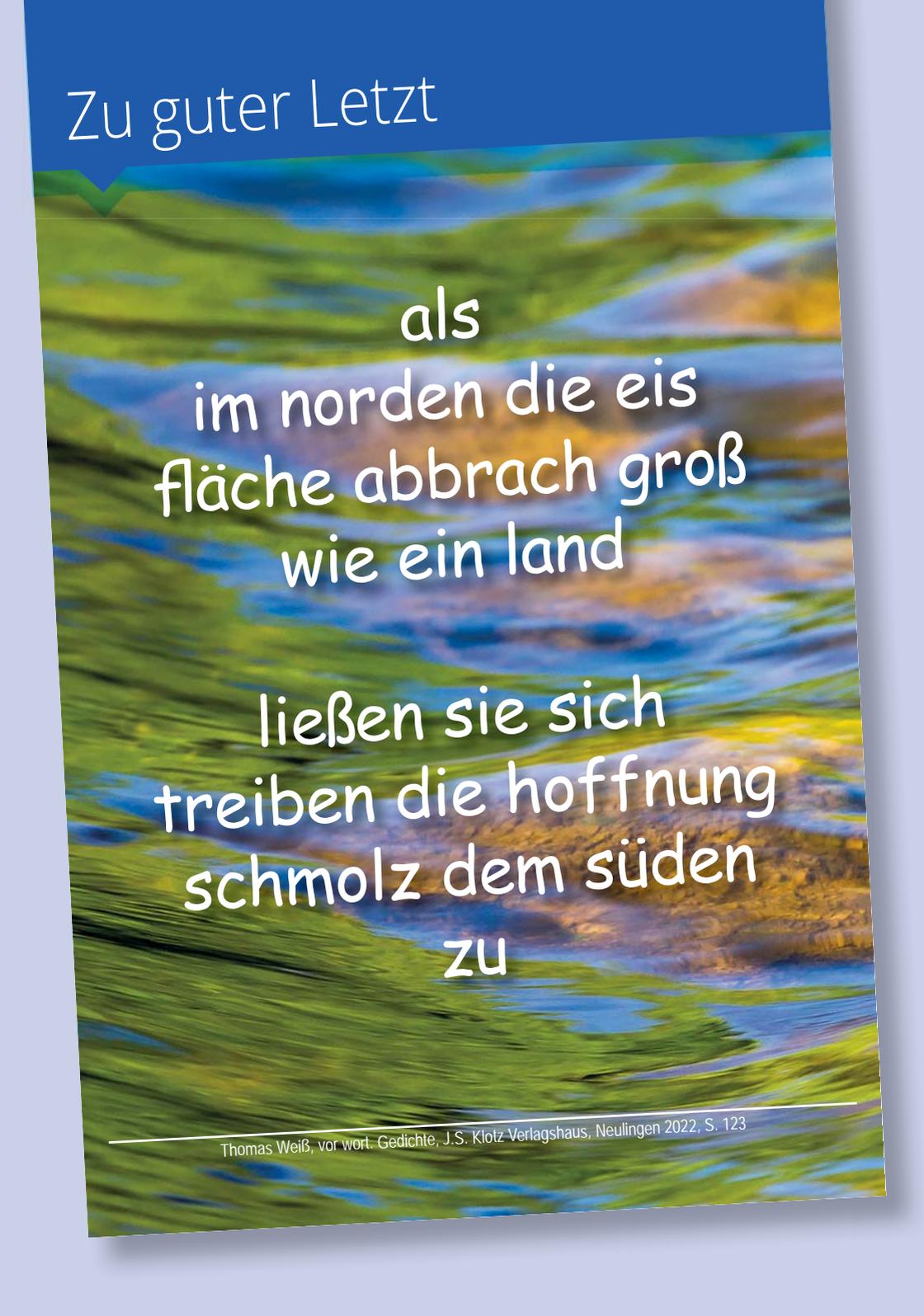
Aber es ist nicht gut zu machen. Der Tod ist kein Freund. Es gibt keinen Trost. Er ist das Ende unserer Selbstbestimmung, das Ende unserer Freiheit.

Der Tod hat das letzte Wort, aber davor sind wir dran.

Das Leben ist unsere Sache.

„Der Tod ist groß. Wir sind die Seinen lachenden Munds. Wenn wir uns mitten im Leben meinen, wagt er zu weinen mitten in uns.“ So schön sagt es Rainer Maria Rilke, einer seiner Lieblingsdichter.

■ Eva Loos, Heidelberg



Zu guter Letzt

als
im Norden die Eis-
fläche abbrach groß
wie ein Land

ließen sie sich
treiben die Hoffnung
schmolz dem Süden
zu